5

DISKUS

1961 · FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

11. JAHRGANG · JUNI

D 2442 E

Preis 20 Pf

Universität und Demokratie

Ein Interview mit dem Rektor der Johann Wolfgang Goethe-Universität Professor Dr. Karl Hax

DISKUS: Magnifizenz, Sie haben bei der letzten Immatrikulationsfeier einige Ausführungen gemacht zum Thema der Mitbestimmung der Studenten im Gesamtbilde der Universität. Das waren, wenn wir richtig informiert sind, sehr wesentliche und in dieser Form bisher kaum gemachte Darlegungen. Wenn Sie uns noch einmal wiederholen könnten, wo Sie nun die Grenzen der studentischen Mitverwaltung innerhalb der Universität sehen ...

Magnifizenz: Ich bin bei meinen Überlegungen von dem Problem der Universität als solche ausgegangen. Ich habe nach dem Charakter der Universität gefragt, und zwar nach ihrem realen Charakter. In dieser Frage werden vielfach Allgemeinplätze vorgetragen, die vor 150 Jahren formuliert worden sind und die nicht erkennen lassen, daß sich die Zeitverhältnisse inzwischen entscheidend geändert haben. Man kann diese Probleme in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts nicht in der gleichen Weise lösen wie in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Die Universität wird vielfach charakterisiert als eine „universitas magistrorum et scholarium". Die Idee, daß der Student innerhalb dieser Gemeinschaft auch Rechte hat, wird allgemein vertreten. Die Frage ist nun, wie die studentische Mitarbeit innerhalb dieser „universitas" praktisch aussehen müßte. Ich habe darauf hingewiesen, daß man juristisch gesehen die Universität als Anstalt betrachten kann, von welcher ein bestimmter Personenkreis betreut wird, aber auch als Korporation, innerhalb derer alle Beteiligten gewisse Mitgliedschaftsrechte haben.

DISKUS: Magnifizenz, Sie haben in Ihrer Immatrikulationsrede die Mitverwaltung der Studentenschaft grundsätzlich bejaht. Sie haben sie als ein Erfordernis für den demokratischen Aufbau der Universität hingestellt, soweit sie nicht dem besonderen Charakter der Universität widerspricht. Meinen Sie nun, daß der Anspruch der Studenten auf Beteiligung an den Verwaltungsgeschäften der Universität in konkreto dazu führt, daß sie in deren allgemeinen Verwaltungsorganen, Senat, Kuratorium und Großer Rat, zumindest bei den Fragen, die sie angehen, beteiligt sein sollten?

Magnifizenz: Erlauben Sie mir zunächst, die allgemeinen Grundsätze zu entwickeln. Ich möchte darauf hinweisen, daß es der Idee der Universität am ehesten entspricht, wenn man sie als Korporation auffaßt. Es verstärkt ihre Wirksamkeit, wenn man sie als Gemeinschaft begreift, die sowohl die Lehrenden wie die Lernenden umfaßt. Wenn dieses Grundsatzbekenntnis mir ernst gemeint ist, muß ich daraus auch gewisse Konsequenzen ziehen. Diese Konsequenzen laufen dahin, daß man dann die Mitglieder des Verbandes auch an der Geschäftsführung beteiligen muß. Soweit der allgemeine Grundsatz, der nun von mir allerdings modifiziert wird: wir können nicht ohne weiteres die Grundsätze, die für politische Gemeinwesen gelten, auf die Universität übertragen. Ich habe versucht, die dreifache Eigenschaft des Studenten herauszuarbeiten, nämlich seine Eigenschaft als Lernender, als Wissenschaftler und als akademischer Bürger. Seine Stellung als akademischer Bürger kann nicht richtig umrissen werden, wenn man die beiden anderen Eigenschaften nicht mitberücksichtigt. Und da muß ich mit allem Nachdruck betonen: der Student ist zunächst Schüler. Wir haben ein Lehrer-Schüler-Verhältnis, das Sie nicht einfach wegdiskutieren können. Freilich soll der Schüler nicht nur Schüler bleiben, sondern — das ist der Sinn der Universität — Helfer bei der wissenschaftlichen Forschung sein. Und es ist ja auch so, daß der Student schließlich in wissenschaftlichen Fragen zu einem gleichberechtigten Mitarbeiter heranwächst. Man darf natürlich nicht vergessen, daß das ein langwieriger Prozeß ist und daß sich daraus eine stufenmäßige Gliederung der akademischen Gemeinschaft ergibt. Das demokratische Gleichheitsprinzip läßt sich darauf nicht einfach übertragen. Man kann also nicht etwa fordern, bei der Rektorwahl solle der Student im ersten Semester genau so eine Stimme haben wie der Professor, der auf der Höhe seiner wissenschaftlichen Laufbahn steht.

Und nun kommen die konkreten Fragen! Ich bin der Meinung, daß es in erster Linie auf den gegenseitigen Gedankenaustausch, und auf die praktische Zusammenarbeit ankommt, nicht so sehr auf formale Regelungen. Diese Zusammenarbeit vollzieht sich im Augenblick fast ausschließlich im Senat. Daß es da kein Stimmrecht gibt, ist m. E. völlig unwesentlich, da dort ja praktisch selten abgestimmt wird. Die Angelegenheiten der Studentenschaft werden aber immer sehr ernsthaft beraten. Ich bin bemüht, hier eine Art von Gewohnheitsrecht zu schaffen, daß von allen Beteiligten akzeptiert wird. Das scheint mir der wirksamste Weg zu sein.

Man könnte fragen, was denn „studentische" Angelegenheiten seien, bei deren Beratung die Studentenvertreter beteiligt werden sollten. Ich muß dazu sagen: alle Fragen der Universität sind im Grunde auch studentische Fragen. Es gibt aber Probleme, die nur von den Professoren unter sich behandelt werden können. Aber man sollte ganz allmählich den Bereich der gemeinsamen Beratung ausdehnen. Wir haben z. B. kürzlich die Bauplanung mit den Studenten beraten; das ist m. E. eine durchaus studentische Angelegenheit.

DISKUS: Von den Gegnern einer stärkeren Beteiligung der Studentenschaft wird gemeinhin angeführt, daß die Studentenschaft auf Grund unbilliger Ansprüche nicht geeignet sei, an der Verwaltungsarbeit der Hochschule teilzunehmen. Können Sie aus Ihrer Erfahrung sagen, wie die Studentenvertretung hier in Frankfurt gearbeitet hat und ob sie sich als möglicher Partner anbietet?

Magnifizenz: Dazu muß ich sagen, daß die Studentenschaft in Frankfurt sich nicht anders benommen hat als sonstige beteiligte Gruppen. Ich persönlich habe immer einen guten Eindruck gehabt; allerdings bin ich mir bewußt, daß ich von den jungen Menschen nicht die Weisheit des Alters verlangen kann. Dann wären es keine junge Menschen mehr. Es mögen hie und da Ungeschicklichkeiten und Entgleisungen vorgekommen sein, die jedoch kein solches Ausmaß angenommen haben, daß dadurch unsere gemeinsame Arbeit gefährdet worden wäre.

DISKUS: Magnifizenz, wie denkt man der Überfüllung der Hochschule in Frankfurt praktisch Herr zu werden?

Magnifizenz: Was die technische Bewältigung des Massenproblems angeht, so wird ja dort die Studentenschaft weitgehend eingeschaltet. Ich bin immer dankbar, wenn man

Fortsetzung Seite 3

Träume von Urkunde und Hut eine Collage von Nierhaus + Estenfelder

Schreiben Sie ruhig, wir seien alte Nazis

Die Stellung der Nationalisten in der Freien Demokratischen Partei (II)

donald b. kuspit

amerikanische notizen

Die John Birch Society ist durch die Vehemenz ihrer Anschuldigungen bekannt geworden – und, weil unter ihrer Gefolgschaft so viele bornierte und bekannte Leute sind. Robert H. W. Welch junior, der Gründer der John Birch Society, – so benannt nach dem ersten amerikanischen Soldaten, der im „Kalten Krieg" fiel – ist ein pensionierter Bonbonfabrikant: ein Beispiel dafür, daß in einer Demokratie jeder „Ecce homo", soweit er durch einen biederen Beruf und eine ehrenvolle Pensionierung gesellschaftsfähig geworden ist, die Möglichkeit hat, die Blinden noch tiefer in die Nacht zu führen, solange er nur genug Geld hat, um schnell und laut drauflos-zuschwadronieren – um der Publicity willen. Welch ist nicht nur symptomatisch für jenen Zug Amerikas, den Touqueville darin sah, daß es „so viele hochstrebende Männer hervorbringt – und so wenig hohes Streben" (Welch ist allerdings so hoch über den Dingen, daß er sich als Beschützer des „urwüchsigen" Amerika gegen seine hohen Führer fühlt). Ebensowenig kann Welch als ein Fall in der langen Liste jener Indizien gelten, die darauf hindeuten, „daß die Grundstimmung der amerikanischen Gesellschaft zugleich überreizt und stumpf ist" (Welch ist überreizt, wenn es um die Kommunisten geht, aber stumpf und verkalkt denen gegenüber, die den verstorbenen Senator McCarthy genossen haben). Welch ist vielmehr ein Vertreter einer größeren Bewegung, die sich „konservativ" nennt und die – dank des rhetorischen Renommées, das ihr spiritus rector, der konservative Senator Barry Goldwater, besitzt – unter der Studentenschaft großen Einfluß zu haben scheint. Neben Senator Goldwater ist Mr. Welch ein kleiner Fisch – aber immerhin so bedeutend, daß 13 Seiten seines bisher unveröffentlichten Buches „Der Politiker" von Senator Milton R. Young im Kongreß zu Protokoll gegeben wurden.

Ein einziger Satz aus diesem Text verrät das Notorische an Welch: „Es ist meine feste Überzeugung, daß Dwight Eisenhower ein ergebener, bewußter Agent der kommunistischen Verschwörung ist." So etwas ist das Musterbeispiel einer guten alten Plattform, immer geeignet, Neugierige anzulocken und ein gewisses öffentliches Aufsehen zu erregen, wie jedes bessere Fußballspiel: „Die Kommunisten in unserer Regierung haben seit 1941 wichtige Entscheidungen maßgeblich beeinflußt."

Wofür ist Welch nun wirklich symptomatisch? Denn mir scheint, man kann ihn nicht ernst nehmen, wenngleich die Sozialistische Arbeiterpartei der USA – zu ihrem Glück – zu einer Welch-Veranstaltung etwa fünfzig Spruchbänder mitbrachte, auf denen zu lesen war: „Welch will die Diktatur". Welch hat nicht die Absicht, Diktator zu werden – ihm geht es nur darum, auf seine alten Tage was zu tun zu haben. Welch ist ein Beispiel für die amerikanische Lösung eines alten Problems, nämlich dem, was mit Männern über 65 geschehen soll, die noch fähig sind, Energien zu entfalten – wenn auch recht stoßartige. Die Lösung lautet: laßt sie Reden halten. Diese Reden müssen amüsant sein! – und was wäre amüsanter als Politik – und es hat tatsächlich den Anschein, als sei Welchs Appeal kein unbedingt rationaler, da die Leute, die zu seinen Reden kommen, (abgesehen von den Studenten, die kommen, um zu krakeelen um damit zu demonstrieren, daß sie Studenten sind) ältere Leute sind oder „ernsthafte Jugendliche". Ein Parkwächter vor einem Versammlungslokal, in dem Welch sprach, äußerte, daß er in seinem Revier noch nie so viele Cadillacs und Thunderbirds gesehen habe: so daß, letzten Endes, die Zuhörer des Herrn Welch doch eine gewisse Intelligenz besitzen müssen, denn sie scheinen Geld zu haben.

Zwei anspruchsvolle Ziele hat sich Dr. Erich Mende, Bundesvorsitzender der Freien Demokraten, für den Herbst dieses Jahres gesetzt: die FDP soll mindestens wieder so groß werden wie 1949, und sie soll, wie vor zehn Jahren, wieder mit der CDU/CSU die Bundesregierung bilden. Mit diesen Wünschen weiß er sich in Übereinstimmung mit vielen seiner bürgerlichen Wähler. Wie immer jedoch die Bundestagswahlen verlaufen mögen, für die deutsche Demokratie steht heute schon fest: die FDP ist personell und prinzipiell eine ganz andere Partei als vor 12 Jahren bei ihrer Gründung in Heppenheim.

Damals war sie die Gruppierung der liberalen und konservativen gebrannten Kinder der Weimarer Republik. Ihr Antinazismus war – wie die Forderung nach freier Marktwirtschaft, christlicher Gemeinschaftsschule und europäischer Einigung – ein Grundzug ihres politischen Denkens. Heute fordert ihr stellvertretender Bundesvorsitzender Dr. Schneider die Amnestie für Naziverbrecher, die angeblich auf Befehl gemordet haben, seine Demokratische Partei Saar fordert in ihrem Programm die Einrichtung von Konfessionsschulen, seine Hauszeitung „Deutsche Saar" tut die europäische Einigung ab und fordert die deutschen Ostgrenzen von 1938, einschließlich des Sudetenlandes. Einige Ahnungslose, die die DPS als liberal bezeichneten, bekamen es in der „Deutschen Saar" schriftlich: „Der Versuch, die DPS als liberal abzuwerten (sic!), ist gescheitert."

Die Phraseologie dieses Blattes ist auch in anderer Hinsicht enthüllend: „Daß sie (die FDP) an die liberale Tradition ... anknüpfte, hängt ihr immer noch an, auch wenn das nationale Element sich immer stärker durchzusetzen begann" (12. Juli 1960). Oder: „In einer Zeit, da die Landesverräter, die sogenannten Widerstandskämpfer und die Emigranten zu größtem Ansehen gelangt sind ..." Oder: „Bekanntlich entscheiden erst die Sieger darüber, ob der geführte Krieg des Unterlegenen ein Angriffs- oder Verteidigungskrieg gewesen ist. Nun, man sagt, Deutschland hätte den Krieg begonnen. Judenverfolgungen hat es immer schon gegeben, sie sind keine deutsche Erfindung. In der Schule wurden die Juden uns schon als böse Menschen hingestellt, denn sie hatten unseren Heiland ans Kreuz genagelt" (23. Sept. 1960). Oder: „Die We[illegible]ächte (sollen) nun endlich für die Freilassung der drei Spandauer Gefangenen feierlich eintreten, von deren Unschuld (sic!) sie sich endlich überzeugt haben sollten" (23. August 1960).

Aus nationalistischen, antisemitischen und demokratiefeindlichen Zitaten der „Deutschen Saar" könnte [illegible] ein Braunbuch zusammenstellen, derart viele gibt es davon. Tatsächlich wurde es auch der Hamburger FDP zuviel. Sie forderte einen Untersuchungsausschuß, der gegen den heftigen Widerstand Dr. Schneiders gebildet wurde. Sein Vorsitzender Dr. Ernst Achenbach dürfte allerdings dafür bürgen, daß die Redakteure der „Deutschen Saar" amnestiert werden. Sie haben ja nur ihre nationale Pflicht getan! Einen Erfolg konnten die Liberalen in der FDP trotzdem erringen: im Oktober letzten Jahres kündigte Dr. Mende in Neunkirchen (Saar) an, daß der Inhaber des Hauptanteils des „Saar-Heimat-Verlages", der die „Deutsche Saar" verlegt, beim Frankfurter Bundesparteitag Ehrenpräsident der FDP werden sollte. Die Freude der Nationalisten über diese Absicht war groß. Richard Becker jedoch fürchtete einen Skandal: er lehnte schleunigst ab, sobald die Mende'sche Absicht in liberalen Kreisen ruchbar wurde.

Herr Mende freilich macht weiter im bewährten Stil: unlängst forderte er in Gießen die Wiedereinführung des alten Stahlhelms für die Bundeswehr. Sein Mitkämpfer Weyer lobte den Arbeitsdienst als „Schule der jungen Generation". In Mendes Kreisverband Bad Godesberg avancierte der Altnazi Otto Wetzel in die Stadtverordnetenversammlung, ohne daß Mende sich zum Eingreifen genötigt sah.

Wetzel schrieb von sich selbst, er sei einer von denen, die „vor 1933 zur nationalen Opposition gehört haben, mit zur Macht gekommen sind und im Nationalsozialismus die grandiose Zusammenfassung aller deutschen Ziele, Träume und Bestrebungen erlebt haben". Über die Demokratie bemerkt er: „Die Verantwortung wird zumeist auf anonyme Mehrheiten abgeschoben. Die Neigung zur Korruption ist sprichwörtlich geworden. Man hört gern auf die lauteste Stimme und die größte Masse." Den demokratischen Journalisten droht er nach anderen Beleidigungen: „Sie sollten sich in stillen Stunden öfters eindringlich vorstellen, sie stünden vor einem Tribunal der Gegenseite!" Dies und noch mehr schrieb Wetzel vor vier Jahren in einer Broschüre, die an bekannte Altnazis verteilt wurde in der Hoffnung, sie zum Liberalismus der Freien Demokraten bekehren zu können. Herr Dr. Mende, der Wetzel gewähren ließ, weiß, was für ein Politiker dieser Mann ist. Das wissen übrigens auch noch einige Bürger jüdischen Glaubens aus der Heidelberger Gegend!

Glaube doch niemand, das alles seien Einzelfälle. Der Pressereferent der nordrhein-westfälischen FDP, Stolle, erklärte am 6. Dezember 1959 in Plettenberg vor Zeugen, er sei Nationalsozialist gewesen, sei es heute noch, und er sei stolz darauf. Mit solch charaktervoller Einstellung hat Herr Stolle alle Aussichten auf eine große Karriere in den kommenden Jahren. Diese Karriere hat MdB Dr. Achenbach zum Teil schon hinter sich. Er bestimmt heute maßgeblich den außenpolitischen Kurs der FDP. Zweifellos hat er einschlägige Erfahrungen. Er war Gesandtschaftsrat an der Deutschen Botschaft in Paris. Am 11. Februar 1943 berichtete er in dieser Eigenschaft an den SD, daß „die Durchführung der vorgesehenen Judenmaßnahmen im neubesetzten Gebiet (Frankreich) in Angriff genommen" werde. Heute kann er sich nicht mehr erinnern, um welche Judenmaßnahmen es damals ging. Dafür aber will er jede Gelegenheit benutzt haben, diese Maßnahmen zu stoppen. In Kreisen der FDP hört man bereits, Dr. Achenbach sei wie Dr. Globke zum Kreis der unbekannten Widerstandskämpfer zu rechnen.

Ist nun die ganze FDP ein einziger nationalsozialistischer Haufe? Keineswegs nicht! Nicht alle Demokraten sind [illegible]getreten, nicht alle Liberalen wurden ausgeschlossen. Viele haben resigniert. Sagte einer von ihnen unlängst: „Wenn die Zerstörer des Deutschen Reiches wieder von den ewigen Werten der Nation reden können, dann ist die Heimat der Liberalen die Resignation." Wieder andere gibt es, die machen mit, um Schlimmeres zu verhüten. Sie sind die Renommierliberalen der Ehemaligen, sie stellen sich vor die Belasteten, sie attestieren politische Gesundheit. Schließlich aber gibt es noch viel kleine, aber rührige liberale Gruppen in der ganzen Bundesrepublik, wenn man von den beiden liberalen Landesverbänden Hamburg und Baden-Württemberg einmal absieht. Diese Liberalen bilden oft Orts- und Kreisverbände, öfter sind sie Einzelgänger, vom Ausschluß bedroht, die Mitgliedschaft suspendiert. Aber sie sind da. Ihre Solidarität mit allen Demokraten ist größer als die Parteidisziplin. Sie gehören nicht selten zu einer Generation, die jünger ist als die „junge Generation" der Mende, Weyer, Döring. Trotzdem halten sie nicht viel vom biologistischen Generationen-Geschwätz. Sie gehören nicht zur „Weltkriegsgeneration" und haben doch in Luftschutzkellern und Bunkern, in Flüchtlingszügen und Vertriebenenlagern den totalen Krieg, dessen Front überall ist, hinter sich gebracht – ohne Heldenpathos, ohne Fronterlebnis-Renommiererei, ohne Blutorden und Verwundetenabzeichen. Und schließlich auch ohne das Ritterkreuz zum Eisernen Kreuz. Einer von ihnen, der stellvertretende Landesvorsitzende der hessischen Jungdemokraten, Ekki Gries, schrieb vor einiger Zeit in den Hessenbriefen: „Wenn in einer Landeshauptausschußsitzung der FDP die Zentralstelle zur Aufklärung national-sozialistischer Verbrechen ... als „Bundesschnüffelstelle" bezeichnet wird, die zu beaufsichtigten eines FDP-Justizministers unwürdig sei, so ist ein solches Verhalten einfach geschmacklos, beschämend und verantwortungslos – auf keinen Fall aber liberal!"

Nach dieser Veröffentlichung wurde Herr Gries aus der FDP wegen parteischädigenden Verhaltens n i c h t ausgeschlossen. Man sagt, die Publizierung sei von dem betreffenden Landeshauptausschuß der liberalen FDP als parteifördernd gewertet worden – eingedenk des Leitwortes von Dr. Schneider: „Schreiben Sie ruhig, wir seien alte Nazis. Bei deutschdenkenden Menschen ist das die beste Propaganda für uns!"

Erich H. Knapp

wirtschafts-wunderliches

Die mit großer Fanfare seit anderthalb Jahren angekündete deutsche Entwicklungshilfe scheint langsam konkretere Formen anzunehmen. Allerdings wird die Öffentlichkeit, die sich daran gewöhnt hat, im wesentlichen die ehemals europäischen Kolonialgebiete in Afrika und Asien als „Entwicklungsländer" zu bezeichnen, umlernen müssen. Jedenfalls hat die Bundesregierung nicht gezögert, diesen Begriff dahingehend zu interpretieren, daß er Raum läßt für Subsidien an Franco und Salazar. Bundeswirtschaftsminister Erhard bezeichnete in diesem Zusammenhang Portugal als „eines der zuverlässigsten Länder". Da behaupte noch jemand, die Bundesregierung sei in ihrer Außenpolitik nicht „flexibel". Wenn ein als liberal gerühmter Minister so positive Worte für eine Diktatur findet ...

*

Wie man sich schnell und konsequent einer offenbar lästigen Einnahmequelle entledigen kann, demonstrierte das Bundesschatzministerium der Welt mit der Privatisierung des Volkswagenwerkes. Es entbehrt allerdings nicht einer gewissen Ironie, daß im Zusammenhang mit dieser „Aktion" abermals der Begriff der „Volksaktie" strapaziert wurde, wo es doch gerade darum ging, Volksvermögen zu Schlußverkaufspreisen an private Interessenten abzugeben. (Und zwar an die parteipolitisch besonders labile Gruppe der „kleinen Sparer". Die ohnehin regierungsfreundlichen Einkommensgruppen waren ebenso ausgeschlossen wie die Habenichtse, die vermutlich mit der SPD sympathisieren). Den „Genossen" allerdings blieb es vorbehalten, dem pervertierten Begriff der „Volksaktie" den geradezu peinlichen Begriff der „Deutschen Volksaktie" entgegenzustellen. Da dürfte Herr Seiboth mit einer „Gesamtdeutschen Volksaktie" nicht mehr lange auf sich warten lassen.

ululus

Üble Subjekte und Vaterlandsverräter

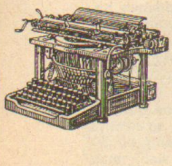
Zu den Angriffen, die Herr Knapp in der Nr. 3/61 im letzten Absatz des Artikels „Weder schwarz noch rot – eher braun", gegen den ehemaligen Vorsitzenden des Frankfurter LSD gerichtet hat, stellt der Diskus nach nochmaliger Überprüfung der schriftlichen Äußerungen Herrn Klatts fest: Herr Klatt hat nicht politische Emigranten als „Üble Subjekte" bezeichnet, sondern lediglich solche Personen, die grundlos oder aus opportunistischen Erwägungen ihre Staatsbürgerschaft wechseln.

Den Ausdruck „Vaterlandsverräter" beschränkte er auf diejenigen, die **heute noch**, nach den Enthüllungen Dr. Heinemanns und Dr. Dehlers in der außenpolitischen Bundestagsdebatte vom Januar 1958, die EVG-Planungen als Grundlage eines **vor der Wiedervereinigung** in die westeuropäische Föderation **unauflöslich** eingegliederten Westdeutschlands befürworten.

Alle Äußerungen Herrn Klatts lassen zwar eine ausgeprägt nationale Haltung, keineswegs aber nationalistische oder gar völkische Gedankengänge erkennen, da er immer die Idee der Gleichwertigkeit und Gleichberechtigung aller Völker und Rassen und ihres Selbstbestimmungsrechtes vertreten hat.

Er befürwortet auch die Bildung eines europäischen Bundesstaates, allerdings ohne (west)deutsche Beteiligung, solange nicht Gesamtdeutschland Mitglied sein kann.

Herr Klatt ist nicht Mitglied der FDP und hat ihr auch früher nicht angehört.



Leserbriefe

Ost- und Westpreußen, Danzig und Pommern, Ober- und Niederschlesien sind deutsch! Für alle Zeit –! Sudetenland bleibt deutsch!

Alfred Höhne, Frankfurt-Main 1
Postschließfach 3313
Wirtschaftssachverständiger a.D.

Lassen Sie sich nur nicht von diesem Baron – ich meine Kurt Freiherr von Gleichen – kleinkriegen!
Nur, damit Sie wissen, mit wem Sie es zu tun haben: Von Gleichen ist der Anzeigenwerber der Deutschen Universitätszeitung, also nicht nur irgendein „fellow traveller".
Eventuell ist das, was der Baron da treibt, sogar unlauterer Wettbewerb. Aber sprechen Sie mal mit Ihren Juristen.

Herzliche Grüße Ihr
stud. jur. Josef P. Schmitz, Köln

Lieber Herr Wolf,
haben Sie besten Dank für die Zusendung der Februarnummer – und auch für die anderen Nummern, die ich früher erhielt. Ich habe mich sehr über diese außerordentlich gut geschriebene Analyse gefreut. („Peter Weiss oder die Nacktheit der Dinge", DISKUS 2/61.)
In der Nummer 6 von 1960 waren ein paar Gedichte von Roul Tranchirer, die mir sehr gefallen haben. Ist von dem irgendetwas sonst noch im Druck erschienen? Und wer ist das? Ich bin leider hier oben in Schweden etwas außerhalb, kenne nur wenige von den Namen, die in Ihrer Zeitschrift erscheinen, finde viele jedoch sehr interessant. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir weiterhin DISKUS zuschicken, und wenn Sie mir gelegentlich einmal Hinweise auf Tranchirer geben würden.

Mit freundlichem Gruß Ihr
Peter Weiss, Stockholm

Sehr geehrte Redaktion,
... die meisten Beiträge Ihres kulturellen Teiles sind von einem Niveau, wie man es in einer Studentenzeitschrift kaum vermutet. Meines Wissens sind Sie die einzige studentische Zeitschrift, die sich regelmäßig und mit größter Sachkenntnis der Dichtung und Kunst der Gegenwart annimmt. Ich bin Ihnen dafür sehr dankbar.

Mit besten Grüßen Ihr
Günter Schellhorn, Tübingen

May I add a few remarks to your article "ban the bomb" (DISKUS 4/61): At present, every argument used by Britain to excuse her possession of nuclear weapons can be used by other countries as a reason for acquiring them. Here I must mention that one of the greatest fears of the Campaign is the possession of nuclear arms by a German army.
The number and variety of institutions and individuals who belong to the CND is remarkable and inspiring. Whatever their profession, social position or political views they share the determination to end the arms race. This is why so many of us risk rain and ridicule for up to four days each Easter as our major form of protest. The national newspapers continue to print photographs of the most eccentric-looking marchers, but they no longer dismiss the Campaign as a "bunch of cranks". One has only to look at the names of very many emminent and respected people – politicians, authors, scientists, actors, professors, religious leaders and others – on the executive committee and among the sponsors to realise the sincerity and integrity behind the Campaign.
But the Easter marches are no longer the only form of protestation. Growing numbers of us feel that reasoned cases for unilateral disarmament put by such reputable minds as Michael Foot, Alán Taylor and Canon Collins do not, unfortunately, achieve enough. Hence the existence of the Direct Action Committee and later the Committee of 100 and the policy of civil disobedience.
The first time we sat on the pavement outside the Ministry of Defence we were unmolested while Bertrand Russell delivered a complaint against the Polaris rocket submarine base at Holy Loch, not far from Glasgow. On the next occasion we had to remain sitting in Whitehall (and I was one of the minority who was not arrested). Whatever one's views on this method of protest, it proves determination – which was shown once again during the Whitsun weekend at Holy Loch, where many demonstrators received rough treatment from our American protectors.
So efforts at pursuasion continue in many forms against a policy which makes our country, because of its bases, the first and foremost target for extinction in a nuclear war, a war which could be started by accident despite the bluff of the nuclear deterrent and against a policy of which we disapprove politically, strategically, financially and morally.

Diana Sanders, London N 2

DISKUS FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

Erscheint monatlich außer März und September.
Herausgeber: Wolf Calebow, Alexander Gockel, Hartmut Rotter, Klaus Scheunemann, Hans-Walter Siebert.
Redaktion: Alexander Gockel (Hochschulpolitik), Peter-K. Iden (Ausland), Malte J. Rauch (Politik), Ror Wolf (Feuilleton), Mitarbeiter Wolfgang Vogel.
Korrespondenten: Bonn: Gert Baumgarten; Berlin: Walter Weller; USA: Donald B. Kuspit.
Verlagsleiter: Hans-Walter Siebert, Mertonstr. 26, Tel. 77 06 43 188.
Anzeigenredaktion: Wolf Calebow, Frankfurt am Main, Mertonstraße 26. Zur Zeit gilt Preisliste Nr. 5.
Konten der Zeitung: Deutsche Bank Nr. 240 964 (Anzeigenredaktion). Dresdner Bank Nr. 121 210. Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 30 158.
Manuskripte sind zu richten an DISKUS, Frankfurter Studentenzeitung, Universität Frankfurt am Main, Mertonstr. 26, Telefon 77 06 43 188. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion. Alle abgedruckten Beiträge sind Eigentum des DISKUS.
Der DISKUS ist das Nachrichtenblatt der „Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e. V."; auf die redaktionelle Gestaltung der Zeitung hat die Vereinigung keinen Einfluß.
Abonnements zum Preis von DM 3,– jährlich nimmt der Vertriebsbeauftragte, Adresse wie oben, jederzeit entgegen.
Druck: Graphische Werkstätte Offenbach, (Main), Schäferstraße 12, Telefon 8 15 18.

Lieber schockieren als langweilen

FORTSETZUNG DES INTERVIEWS VON SEITE 1 MIT PROF. DR. HAX

mich dort auf besondere Schwierigkeiten aufmerksam macht. Vor diesen unerfreulichen Erscheinungen stehen wir ja alle verzweifelt, und es liegt im gemeinsamen Interesse aller, diese Mängel zu beheben. Da brauchen wir die Hilfe der Studentenschaft dringend.

DISKUS: Wir sind aus der Zeit ihrer Vorgänger noch im Besitz der Pläne zum Bau der neuen Mensa. Wir wissen, daß diese Mensa eine Kapazität hat, von der man sagen kann, daß sie zu dem Zeitpunkt, da sie in Betrieb genommen wird, schon wieder nicht mehr ausreichen kann.

Magnifizenz: Es hat sich oft erwiesen, daß Bauten, die für längere Zeit geplant waren, schon bald nicht mehr ausreichten. Wenn immer man aber nur diskutiert, geschieht nichts. Ich habe da insofern eingegriffen, als ich den Bau der Mensa in Gang gesetzt habe. Das wird bestimmt eine Verbesserung des augenblicklichen Zustandes bewirken, der tatsächlich katastrophal ist. Und ich bin froh darüber, daß zunächst einmal wenigstens die Maschinen laufen.

DISKUS: Die Kulturpolitik ist Sache der Länder. Die Kulturhoheit der Länder bringt nun für die Universität gewisse Probleme mit sich. Im Augenblick steht uns ein Gesetzentwurf bevor, der die Studentenwerke in Landesanstalten umwandeln soll. Das Studentenwerk Frankfurt hat sich entschieden gegen eine solche Umwandlung ausgesprochen. Es hat sich nunmehr herausgestellt, daß auf dem Wege der Verhandlung keine Einigung mit dem Land möglich ist. Was gedenkt die Universität unter diesen Umständen zu tun?

Magnifizenz: Ich halte es für vertretbar, wenn die Studentenwerke, die öffentliche Aufgaben zu erfüllen haben, die Form einer öffentlich-rechtlichen Anstalt erhalten. Wenn man dabei besonders unsere Universität betrachtet, so kann man sagen, daß in dem Gesetzentwurf die Selbstverwaltung der Universität in angemessener Weise berücksichtigt wird. Allerdings würden wir es begrüßen, wenn dem besonderen Charakter der Frankfurter Universität im Gesetzentwurf Rechnung getragen würde. Aber da bestehen, wie Sie wissen, mir unverständliche Hemmungen, und ich würde es begrüßen, wenn der Landtag bei der Beratung dieses Gesetzes den leicht zu erfüllenden Wünschen der Universität Frankfurt Rechnung trüge, und das Studentenwerk in eine Anstalt der Universität umwandeln würde, wodurch der Selbstverwaltungscharakter betont herausgestellt würde.

DISKUS: Magnifizenz, Sie sind kürzlich Zeuge der scharfen Kritik gewesen, die im Kreise der Freunde und Förderer der Frankfurter Universität gegen die Frankfurter Studentenzeitung, den DISKUS, lautgeworden ist. Sie wissen auch, daß die Einwände verschiedener Mitglieder der Vereinigung der Freunde und Förderer von der Presse aufgegriffen wurden und Anlaß zu einer Kampagne gegen den DISKUS geworden sind. Würden Sie nun sagen, daß die Vorwürfe, die dort gegen uns laut geworden sind, nun auch die Vorwürfe der Universität sind?

Magnifizenz: Ich möchte in diesem Zusammenhang nur kurz etwas über den Charakter der Aussprache bei den Freunden und Förderern sagen. Die Diskussion hat mich doch recht angenehm berührt, denn es kamen aus diesem Kreise natürlich die Kritiker, aber daneben traten zugleich die Verteidiger aus eben demselben Kreise auf, die auf die Freiheit der Presse verwiesen und zugleich eine freie Meinungsäußerung der Studentenpresse begrüßten. Selbst wenn diese Meinung der Studenten gelegentlich etwas ungeschickt vorgetragen würde, habe sie doch ihre Berechtigung. Für mich stellt sich allerdings die Frage, wie weit eine solche Studentenzeitung in die Probleme der Tagespolitik eingreifen darf. Das sind natürlich sehr grundsätzliche Fragen. Es wurde auch von ziemlich profilierten Persönlichkeiten der Freunde und Förderer sehr deutlich zum Ausdruck gebracht, daß man da der Studentenschaft doch eine Bewegungsfreiheit lassen solle und lassen müsse, was eine Kritik an Übersteigerungen nicht ausschließe. Meine persönliche Meinung möchte ich wie folgt formulieren: Sicher schockiert mich manches im DISKUS, aber für mich ist wichtiger, daß eine Zeitung interessant ist, auch wenn sie mich schockiert, als wenn sie lediglich langweiliges Mittelmaß verkörpert.

DISKUS: Magnifizenz, wir sind grundsätzlich bereit, Kritik zu akzeptieren; wir sind nicht nur bereit, sondern wir freuen uns sogar über derartige Stimmen, die wir an und für sich recht selten vernehmen, daher auch unser Erstaunen über die Kritik bei der Mitgliederversammlung der Freunde und Förderer, da wir gerade aus diesem Kreise noch nie derartiges vernommen hatten. Was wir nun aber als vollkommen unberechtigt zurückweisen müssen, das sind Vorwürfe, wir würden im Sinne des Ostens politische Propaganda treiben, wir seien grundsätzlich in unserem politischen Teil gegen die Bundesrepublik eingestellt. Das sind ganz handfeste Vorwürfe, die doch der DISKUS in keiner Weise für gerechtfertigt halten kann und die schon recht wenig Sorgfalt bei diesen Kritikern zeugen.

Magnifizenz: Lassen Sie mich ein paar Worte zu den sogenannten „Ostkontakten" sagen. Es heißt immer: wir dürften unsere Brüder und Schwestern im Osten nicht im Stich lassen. Wenn man sich aber um sie bemüht, dann erhebt sich der Vorwurf: „Ihr treibt Propaganda für den Osten." Ich bin der Meinung, daß man gerade den jungen Menschen die Aufgabe überlassen sollte, menschliche Kontakte vor allem mit den Studenten der Sowjetzone zu pflegen. Wir stehen vor der Wahl, überhaupt auf jede Verbindung zu verzichten und die Menschen drüben völlig im Stich zu lassen oder unter Umständen die Gefahr auf uns zu nehmen, daß irgendeine Äußerung, die wir machen, mißbraucht wird. Aber man sollte keinem Menschen, der einen ernsthaften Versuch in dieser Richtung macht, vorwerfen, daß er sich in den Dienst einer undemokratischen politischen Propaganda stellt.

DISKUS: Der Vorwurf richtet sich nicht nur gegen die Kontakte mit dem Osten, sondern er meint, daß wir mit der Kritik an uns selbst „das eigene Nest beschmutzen".

Magnifizenz: Diese Einstellung lehne ich völlig ab. Wir müssen den Mut haben, auch Mängel in unserem eigenen Land zu erkennen, die zweifellos vorhanden sind. Es ist völlig falsch, wenn wir Schwächen unseres Systems zudecken wollen, obwohl sie an sich offenkundig sind. Je sicherer man seiner Sache ist, um so mehr darf man auch über seine eigenen Mängel reden. Ich halte die Einstellung der Amerikaner in diesem Punkte für vorbildlich. Die grundsätzliche Linie des DISKUS sollte die Bejahung einer freiheitlichen Gesellschaftsordnung sein. Es gehört dazu Loyalität gegenüber den staatlichen Organen, gegenüber der Bundesregierung und gegenüber der Landesregierung. Das ist eine Selbstverständlichkeit für jeden verantwortungsbewußten Staatsbürger. Gerade aus unserer Gesellschaftsordnung heraus ergibt sich aber die Pflicht zu einer freimütigen Behandlung aller öffentlichen Angelegenheiten. Wenn der DISKUS diese Linie in Zukunft weiter verfolgt, dann werde ich sie mit allem Nachdruck unterstützen. Vor allem werde ich es begrüßen, wenn der DISKUS sich als Organ der gesamten Universität versteht.

DISKUS: Haben Sie nun als Rektor irgendwelche besonderen Wünsche und Hoffnungen für die Zukunft der Universität?

Magnifizenz: Das zentrale Problem ist das Bauproblem. Die Realisierung aller Pläne hängt vor allem ab von dem Ausbau der naturwissenschaftlichen Institute. Ein weiteres Problem ist der Bau von Studentenwohnheimen. Diese Fragen, die an sich technisch und finanziell lösbar wären, können nur gelöst werden, wenn die erforderlichen Grundstücke zur Verfügung gestellt werden. Hier liegt im Augenblick die entscheidende Schwierigkeit.

FRANKFURTER BÜCHERSTUBE
SCHUMANN U. COBET
FFM · BÖRSENSTR. 2-4 · TEL. 21494

Aktion ohne Gewalt

Mit Erstaunen schauen wir auf von unseren Kollegheften und Mensatöpfen: In einem Teil der Erde, der bisher durch seine Bigotterie in Geschichte und Literatur eingegangen war, machen Studenten eine Revolution, die geeignet ist, dem Christentum zu neuen Ehren zu verhelfen.

Ungeachtet anderer „christlicher" Theorien und Praktiken wollen im Süden der Vereinigten Staaten junge christliche Demokraten „das Böse mit Gutem überwinden", indem sie einer hysterischen und haßerfüllten Menge, die vor Gewaltanwendung und Lynchjustiz nicht zurückschreckt, das Prinzip der Nächstenliebe und der Gewaltlosigkeit entgegensetzen.

Der Initiator dieser Rassenintegrationsbewegung, der schwarze Prediger Martin Luther King, vergleicht den Terror seiner weißen Landsleute mit dem der Nationalsozialisten im Hitler-Deutschland. Wer die tumben und verzerrten Gesichter des Mobs sieht, der über einige schwarze Studenten herfällt, weil diese in den Omnibussen auf „weißen" Plätzen sitzen, dem werden gewisse Ähnlichkeiten zu einer Reichskristallnacht sich aufdrängen.

Eine „American Nazi-Party" entsendet Volkswagenbusse, auf denen das Wort „Hate" steht: Haß; zusammen mit dem Ku Klux Klan und anderen „patriotisch" gesinnten Vereinen und Bürgern wollen sie – wie könnte es anders sein – die „kommunistische Gefahr" abwenden. Doch diesmal klappt es nicht recht. Es sind nicht mehr allein die schwarzen Studenten, die um ihre Bürgerrechte und damit um die Verwirklichung längst bestehender Gesetze kämpfen; immer mehr weiße Gesichter sieht man unter den Demonstranten der Gewaltlosigkeit. Journalisten werden wegen ihrer objektiven Berichterstattung zu Boden geknüppelt; die Industriegewerkschaften schicken Geld, um die Verhafteten aus den Gefängnissen zu befreien, und der Bundesjustizminister entsendet schließlich Polizei, dem Gesetz Geltung zu verschaffen.

In vielen Schulen, in Restaurants, Kinos und Konzerthallen ist die Rassentrennung inzwischen beseitigt worden. Ein Erfolg von jungen Menschen, die den Mut hatten, sich von Verleumdung und Terror nicht einschüchtern zu lassen.

Lion M. Hardt

Foto: M. Rauch

Der Rektor der Universität Frankfurt, Magnifizenz Prof. Hax, während des Gesprächs mit den Diskus-Redakteuren.

Weltumspannende Dienste

COMMERZBANK

BANK

HAUPTVERWALTUNGEN IN DÜSSELDORF · FRANKFURT A.M. · HAMBURG

GESCHÄFTSSTELLEN ÜBERALL IN DER BUNDESREPUBLIK · IN BERLIN BERLINER COMMERZBANK

politische bücher

... zuletzt nur noch der Hund

Ein Wahlkampfredner, der heute in irgendeiner Weise auf Joseph Goebbels anspielt, kann sicher sein, daß seine Zuhörer mit diesem Namen immer etwas verbinden – im allgemeinen den Gedanken an Schwindel, Schwarzweißmalerei und Indoktrination. Die nächsten Monate werden uns in dieser Beziehung noch mancherlei bescheren. Joseph Goebbels ist zwar sei 16 Jahren tot – aber von seinem Erbe zehren die Propagandabosse unserer Parteien noch heute.

Joseph Goebbels, Sohn eines kleinen Angestellten aus Rheydt im Rheinland, verhinderter Literat (sein Romanmanuskript ‚Michael' wird von mehreren Verlagen abgelehnt), von Komplexen getriebener Eiferer, kam über einen klassenkämpferischen Fanatismus zur NSDAP. In wenigen Jahren redete er sich nach oben: vom Sekretär eines völkischen Landtagsabgeordneten avancierte er bald zum Mitarbeiter verschiedener Zeitungen der „Bewegung", wurde Anfang 1925 Geschäftsführer des „Gaues" Rheinland-Nord (Sitz: Elberfeld), schlug sich im Streit zwischen Gregor Strasser und Hitler auf die Seite des „Führers" und wird dafür – Ende 1926 – mit dem Berliner Gauleiterposten belohnt. Wenige Jahre später wird er „Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda" sein – und damit Inhaber eines der wichtigsten Partei- und Staatsämter im NS-System. Der makabre Siegeszug der NSDAP, das läßt sich heute sagen, wäre nicht möglich gewesen, ohne die von Hitler in „Mein Kampf" konzipierte und von ihm wie von Goebbels rigoros praktizierte Technik der Massenverhetzung, der Fanatisierung und der Simplifizierung.

Wer war dieser Demagoge neben Hitler? Wer war Joseph Goebbels? – Wer Antwort auf diese Frage sucht, wird sich nicht begnügen mit dem Abspielen erhalten gebliebener Wochenschau- und Tonbandaufnahmen. Er wird nach Dokumenten persönlicher Natur forschen, nach Briefen etwa, oder Tagebuchaufzeichnungen. Tatsächlich sind Niederschriften dieser Art erhalten – zum größten Teil allerdings im Osten. Durch Zufall gelangte das handschriftliche Tagebuch des späteren „Reichsministers" aus den Jahren 1925/26 nach Westen. In der Schriftenreihe der Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte hat Helmut Heiber diese Aufzeichnungen jetzt herausgebracht.* Einen im engeren Sinne dokumentarischen Wert allerdings besitzt dieses Tagebuch nicht – schon die Lektüre weniger Seiten zeigt, daß Goebbels nicht bemüht war, nackte Tatsachen zu Papier zu bringen. Vielmehr nimmt er sich selbst gegenüber die gleiche sentimental-theatralische Pose ein wie gegenüber seiner Umwelt. („Man hat als einzigen Freund zuletzt nur noch den Hund!") Zeile für Zeile belügt er sich selber. Nichts in Goebbels' Tagebüchern verrät Genialität, wie man vielleicht vermuten möchte, nichts verrät kritische Reflexion auf Ereignisse oder Begegnungen. Aus jeder Zeile spricht ein von Komplexen zerfressener Ehrgeizling. Diese Komplexe haben ihre Ursache einmal wohl in der spießig-engen Herkunft dieses Mannes, zum anderen in seiner körperlichen Gebrechlichkeit und jener Mißbildung, die im Dritten Reich landläufig als Klumpfuß galt. Diese Mißbildung muß ihn fürchterlich belastet haben, reizte ihn doch „jedes Weib ... bis aufs Blut". Das Resultat seiner Komplexe war ein grenzenloses Selbstmitleid, daß jedoch nicht lähmte sondern Motor dieses Mannes gewesen zu sein scheint.

Platt bis zur Lächerlichkeit klingen Goebbels' Sentenzen staatsphilosophischer Art – ein mit Karl-May-Romantik verdünnter Aufguß der für Deutschland verhängnisvollen „idealistischen" Philosopheme von Heldentum, Größe, Kampf und Opfer, mit schillerschem Pathos vorgetragen. („Hitler ... ist ein lieber, reiner Mensch – ein Kind." „Schaudernd geht man mit ihm an den Abgründen des Seins vorbei.") Aufgabe weiterer historischer Untersuchungen sollte es sein, jene Ideenstränge bloßzulegen, die vom deutschen Idealismus über das Nationalgefühl des deutschen Bürgertums und die Grünlandmythologie einiger Expressionisten zu Hitler und Goebbels führen. Klaus Scheunemann

*** Das Tagebuch von Joseph Goebbels 1925/26, und weitere Dokumente, herausgegeben von Helmut Heiber, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, 144 Seiten, engl. broschiert DM 7,80.**

REDAKTIONSSCHLUSS 15. JUNI

Mörder und Ermordete

Das Volk, das sich ohne nennenswerten Widerstand in eine brutale Diktatur und einen totalen Krieg führen ließ, wird plötzlich zu einem Volk von Kindern, Schwachnervigen und Schwangeren, wenn die Verbrechen dieser Diktatur öffentlich diskutiert und analysiert werden. Für „unzumutbar" hält man die Schilderung jener Folterungen und Morde, die sich hinter den Begriffen „Schutzhaft" und „Sonderbehandlung" verbergen; von allen Seiten wird die Forderung erhoben, die Vergangenheit doch endlich ruhen zu lassen.

Andrerseits sind in letzter Zeit eine Unzahl zeitgeschichtlicher Schriften herausgekommen. Hier ist jedoch Vorsicht geboten; denn mancher reißerische Titel läßt vermuten, daß es Autoren gibt, die eine Art Eichmann-Konjunktur wittern. Mancher sogenannte Tatsachenbericht verrät einen Zynismus, wie man ihn eigentlich eher bei Leitartiklern der NS-Presse vermuten möchte. Aber neben den zahllosen Sensationsberichten findet sich eine Reihe allgemeinverständlicher Darstellungen, die ein historisch brauchbares Bild der Geschehnisse und Personen um Eichmann liefern.

Auf dem deutschen Büchermarkt ist jetzt ein Taschenbuch erschienen, das dieser Kategorie zuzurechnen ist.*

Es ist schon deswegen zu loben, weil es darauf verzichtet, Eichmann und die anderen Repräsentanten des NS-Regimes als autonom operierende Buh-Männer zu zeichnen, denen man alle Schuld bequem anlasten könnte; Pendorf sucht auch nicht nach irgendwelchen Rechtfertigungen, die es ohnehin nicht geben kann.

„Die Anklage, die Eichmann nennt, meint in ihm ‚die Deutschen' schlechthin, die den grauenhaften Rassenmord ermöglichten, ihm zusahen und nichts dawider taten" schreibt Robert Pendorf am Anfang seines Berichts, den er in der Wochenzeitung „Die Zeit" als Korrespondent in Jerusalem fortsetzt. Er deutet auch gleich zu Beginn an, warum es uns immer noch interessieren muß, was in dieser jüngsten Vergangenheit geschah: „(Eichmann) ist ... genau das, als das er sich selbst – verteidigend – bezeichnet: ein ‚Befehlsempfänger', ein ‚pflichtgetreuer Beamter' " – „Das aber ist das Schreckliche. Gewaltherrscher, Dschingis-Khan-Typen, denen Leichen nichts bedeuteten, hat es zu allen Zeiten gegeben, sadistische Mordgesellen, die Lust am Töten hatten, ebenfalls. Der brave, korrekte Mann indessen, der abends im traulichen Heim seine Kinder tätschelt und der Tiere liebt, der tagsüber jedoch kühlen Herzens Schriftstücke unterzeichnet, die für Tausende den Tod bedeuten – nicht ohne Aktenzeichen und Registraturnummer sorgsam zu überprüfen –, dieser Typ ist ein Produkt der Neuzeit, und leider ein deutsches."

Nicht allein das Schicksal der Juden in Deutschland skizziert Pendorf, sondern mit diesem zugleich auch das des ganzen deutschen Volkes. Pendorf bringt eine Fülle von Zitaten, die in erschütternder Weise Zeugnis ablegen vom schrecklichsten Kapitel deutscher Geschichte. Da ist etwa der leidenschaftliche Ausspruch Gabriel Rießers, des Vizepräsidenten des Paulskirchen-Parlamentes, der 1848 sagte:

Wer mir den Anspruch auf mein deutsches Vaterland bestreitet, der bestreitet mir das Recht auf meine Gedanken, meine Gefühle, auf die Sprache, die ich rede, auf die Luft, die ich atme; darum muß ich mich gegen ihn wehren, wie gegen einen Mörder. Wohl mir, daß ich es in freier deutscher Rede kann, daß mindestens die Muttersprache, liebreicher als alle ihre Jünger, sich mütterlich meiner annimmt und mir ihre mächtigen Waffen zu dem Kampfe nicht versagt!"

Er hat bestimmt nicht ahnen können, daß es einmal zu dem kommen könne, was ein anderer Bürger seines Landes, Hermann Friedrich Graebe, 1945 in Wiesbaden unter Eid folgendermaßen beschrieb:

„... Ich ging um den Erdhügel herum und stand vor einem riesigen Grab. Dicht aneinander gepreßt lagen die Menschen so aufeinander, daß nur die Köpfe zu sehen waren. Die Grube war bereits dreiviertel voll. Nach meiner Schätzung lagen darin bereits ungefähr 1000 Menschen. Ich schaute mich nach dem Schützen um. Dieser, ein SS-Mann, saß am Rande der Schmalseite der Grube auf dem Erdboden, ließ die Beine in die Grube herabhängen, hatte auf seinen Knien eine Maschinenpistole liegen und rauchte eine Zigarette. Die vollständig nackten Menschen gingen an einer Treppe, die in die Lehmwand der Grube gegraben war, hinab, rutschten über die Köpfe der liegenden hinweg bis zu der Stelle, die der SS-Mann anwies. Sie legten sich vor die toten und angeschossenen Menschen ... Dann hörte ich eine Reihe Schüsse."

Ein krimineller Exzeß? Das Werk weniger Sadisten? Ein „durch die Verhältnisse" bedingter Rückfall in die Barbarei? – Pendorf läßt die Mörder, die heute noch unter uns sind, selbst darauf antworten. Einer von ihnen, Adolf Eichmann, meint: „Ich war nichts anderes als ein getreuer, ordentlicher, korrekter, fleißiger und nur von idealen Regungen für mein Vaterland, dem anzugehören ich die Ehre hatte, beseelter Angehöriger der SS und des Reichssicherheitshauptamtes. Ein innerer Schweinehund und ein Verräter war ich nie."

Ja, sie haben alle nur ihre „Pflicht" getan – für's Vaterland. mjr

*** Robert Pendorf: Mörder und Ermordete – Eichmann und die Judenpolitik des Dritten Reiches. Bei Rütten & Loening in der Reihe „Das aktuelle Thema", 1515 Seiten, DM 2,40.**

Es stand in der WELT

Dieser sprichwörtliche Satz unterstreicht die Bedeutung und Zuverlässigkeit von Artikeln und Nachrichten in der WELT. Er kennzeichnet das hohe Ansehen, das diese unabhängige Tageszeitung für Deutschland überall genießt. Als wichtiges Informationsblatt wird die WELT von Studierenden an allen Universitäten und Hochschulen bevorzugt gelesen.

Vorzugs-Abonnement für Studierende

DM 3,30 bei Abholung
DM 4,50 bei Botenzustellung

Abholstelle:
Peter Naacher, Buchhandlung für Universitätswissenschaften, Frankfurt (Main), Bockenheimer Landstraße 133

es gibt nur einen den TK-

CASTELL TK

Fortschritt in Ihrer Hand

FABER-CASTELL

Erhältlich in den Fachgeschäften

A. W. FABER - CASTELL · STEIN BEI NÜRNBERG

Wissenschaft und europäische Integration

Daß enge nachbarschaftliche Beziehungen nicht nur freundschaftliches Beisammensein bedeuten, sondern auch immer wieder Anlaß zu Streitigkeiten mit sich bringen, mußten die wissenschaftlichen Institutionen der Bundesrepublik in letzter Zeit erfahren.

Die Westdeutsche Rektorenkonferenz (WRK), die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG), der Deutsche Akademische Austauschdienst (DAAD) und der Verband Deutscher Studentenschaften (VDS) – andere ließen sich noch anfügen! – lehnten einmütig die Pläne für eine europäische Volluniversität ab, die von einer Kommission auf Wunsch des Ministerrates der EURATOM-Gemeinschaft im Dezember 1958 vorgelegt wurden. Im europäischen Parlament, das die drei europäischen Organisationen aufforderte, eine Europa-Universität zu errichten, unterstellte man der WRK mangelndes Verständnis für die europäische Integration. Sie verkenne den Beitrag, den die Wissenschaft zur Schaffung eines Geistes der Gemeinsamkeit leisten müsse.

Diese Vorwürfe treffen nicht zu. Gerade die deutschen Hochschulen mußten erfahren, welche verheerenden Folgen es mit sich bringt, wenn wissenschaftliches Arbeiten sich ausschließlich innerhalb der Landesgrenzen vollziehen muß. Schon sehr bald nach 1945 haben sich die Professoren unserer Universitäten wieder um internationale Kontakte bemüht. Auf Grund privater Initiative und institutioneller Bemühungen stehen sie heute wieder in vielfältigem Austausch mit ausländischen Hochschulen und Organisationen und sind Mitglied in zahlreichen internationalen Gremien. Selbst der Fachmann vermag kaum über alle Organisationen, Räte, Ausschüsse, Treffen und Konferenzen, die der weltweiten wissenschaftlichen Integration dienen, Übersicht zu wahren. Die Mitarbeit der deutschen Professoren zeigt, daß man auch bei uns die wissenschaftliche Zusammenarbeit für wichtig und die Hilfe der Wissenschaft zur Verständigung unter den Völkern für nötig hält.

Es ist unrichtig, die WRK aus dem Chor der ablehnenden Stimmen herauszugreifen. Erst im April dieses Jahres wiederholten die studentischen Nationalverbände aller EWG-Staaten, daß sie die Gründung einer europäischen Volluniversität nicht wünschen. Auch die europäische Rektorenkonferenz wandte sich gegen die Pläne, die von politischen Instanzen und Verwaltungsorganen im Europa der Sechs vorangetrieben werden. Der Generalsekretär der Westeuropäischen Union (WEU) äußerte die Besorgnis, daß möglicherweise hier ein Vorhaben verwirklicht wird, das direkt und unmittelbar alle Universitäten Europas betrifft, ohne eingehend mit ihnen beraten worden zu sein.

Man muß der WRK bestätigen, daß sie sich tatkräftig eingesetzt hat, um eine bessere Ordnung im unübersehbaren Geflecht europäischer Hochschulbeziehungen zu schaffen. „Ein Gewirr von übernationalen Ausschüssen, Kommissionen verschiedener Provenienz droht den Grundsatz der Autonomie der Hochschulen zu verdunkeln", heißt es in einem WRK-Bericht. „Vor einer Unterschätzung europäischer Manipulationen wird gewarnt, da so die Stellung der Hochschulen in Europa präjudiziert werden kann." Denn hier treffen sich nun die Interessen des Staates und der Hochschulen und geraten oft genug in Widerstreit wie bei den erwähnten Plänen für eine Europa-Universität, die nicht wissenschaftlichen Erfordernissen, sondern kleineuropäischen Vorstellungen in gewissen Politikerköpfen entsprungen sind.

„Die Gestaltung der internationalen Hochschulbeziehungen ist durchaus ein eigenständiges Recht der autonomen Hochschulen, das sie in eigenem Auftrag und eigenem Interesse ausüben," erklärte der VDS-Vorsitzende M. Lennings 1959. Wer die Arbeit des Auswärtigen Amtes verfolgt, sieht, wie sehr dort die Auseinandersetzung zwischen verschiedensten Interessenrichtungen eine klare Linie erschwert. Das Auswärtige Amt behält sich etwa zehnmal so viel Stipendien zur Vergabe vor als den Hochschulen zur Pflege ihrer internationalen Partnerschaften zur Verfügung stehen. Die Befürchtungen, daß bei der Stipendienverteilung durch das Auswärtige Amt öfter die politischen Notwendigkeiten als wissenschaftlichen Gründe den Ausschlag geben, kommen nicht von ungefähr. Die WRK und der VDS haben immer wieder versucht, hier eine Änderung herbeizuführen.

Die WRK hat erfolgreich die Bemühungen in Westeuropa unterstützt, die einen Zusammenschluß der europäischen Hochschulen in voller Unabhängigkeit von politischen Weisungen erreichen wollten. Die beiden europäischen Rektorenkonferenzen in Cambridge 1955 und Dijon 1959 waren vom Universitäts-Ausschuß der WEU vorbereitet worden. Auf der Konferenz in Dijon war das Unbehagen an dieser Konstruktion so stark geworden, daß man sich zu einer Neuorganisation entschloß. Der Universitäts-Ausschuß der WEU, der vom Ministerrat und vom Kulturkommitee abhängig war, empfahl selbst, seine Aufgaben von der WEU an den Europarat zu überweisen, da er sie nicht unabhängig und wirksam wahrnehmen könne. Der Präsident der WRK brachte in Dijon einen Vorschlag ein, dem die Versammlung zustimmte: Man beschloß, eine „Ständige Konferenz der europäischen Rektoren und Vize-Kanzler" zu gründen, deren kontinuierliche Arbeit zwischen den etwa fünfjährlich stattfindenden Vollversammlungen durch einen Ständigen Ausschuß gewährleistet werden soll. Dieser Ständige Ausschuß soll sich dem Europarat, in diesem Fall durch Vertreter der Regierungen erweitert, als „Conseil consultatif pour l'Enseignement supérieur et la Recherche" zur Verfügung stellen. Da der Europarat die Vorschläge übernahm, stand der Gründung des „Conseil consultatif" im Frühjahr 1960 nichts mehr im Wege.

Bei dieser von ihr ins Leben gerufenen „Ständigen Konferenz" liegen eindeutig die Interessen der WRK. Hier kann politisch unabhängig gearbeitet werden. Die Hochschulen selbst können ihre Beziehungen gestalten. Sie können staatlichen und überstaatlichen Instanzen ihre Wünsche und Forderungen vortragen. Auch den neutralen Staaten ist es möglich, ihren Hochschulen ohne Verletzung der staatlichen Neutralität die Mitgliedschaft in dieser Konferenz zu gestatten. Warum setzte sich die WRK so sehr für die Umgestaltung der Europäischen Rektorenkonferenz in ein arbeitsfähiges Gremium ein? Der erste Antrag, der beim Ständigen Ausschuß der Konferenz eintraf, kam von der WRK, die eine Stellungnahme zum sog. Äquivalenzproblem vorlegte. Die WRK – und hier sind sich wieder die genannten Gremien der Bundesrepublik einig – meint einen Weg gefunden zu können, der mehr zur „Europäisierung" unserer Hochschulen beitragen kann als eine Europa-Universität: Wechselseitige Anerkennung von Studiengängen und Examina.

Einige erste Schritte wurden auf diesem Gebiet schon unternommen: Über die Anerkennung von Hochschulzugangszeugnissen einigte man sich durch eine Konvention des Europarates 1953. Auch für die Studienzeit der Philologen im Ausland gibt es seit 1956 gewisse Vereinbarungen. Die damaligen Empfehlungen, in allen anderen Fächern analog zu verfahren, vor allem aber auch für die Examen Äquivalenzen festzustellen, erfordern umfangreiche Arbeiten. Übrigens drängen nicht nur die Hochschulen selbst, sondern z. B. auch der Gesprächskreis Wissenschaft und Wirtschaft und sogar Industriellenkongresse auf baldige bessere Ausnutzung der europäischen Bildungsstätten. Die WRK bot schon 1959 an, als sie ein erstes grundlegendes Gutachten zusammentrug, federführend die Ermittlung in den westeuropäischen Ländern zu übernehmen. Das Thema Äquivalenzen setzte sie auf die Tagesordnung der II. Deutsch-französischen Rektorenkonferenz, der VIII. Deutsch-englischen und der I. Deutsch-skandinavischen Universitätskonferenz, die im Januar 1961 in Frankfurt stattfand. Die WRK möchte volle Freizügigkeit für Studenten und Dozenten in ganz Europa erreichen. Fast wörtlich dieselben Forderungen stehen in den VDS-Stellungnahmen.

Die Verwirklichung dieser Wünsche bedarf noch intensiver Arbeit. „Bis heute fehlt es allerdings auf dem Gebiet der Forschung an der notwendigen Gemeinsamkeit", heißt es in der Resolution der sechs studentischen Nationalverbände der Montanstaaten 1959 in Luxemburg. Die Errichtung von gemeinsamen Forschungsinstituten, der Ausbau von bereits bestehenden Forschungszentren, die Angleichung und Anerkennung von Studiengängen und Examina, die Pflege von internationalen Kontakten und Partnerschaften, ein umfangreicher Austausch von Professoren und Studenten machen die Gründung einer Europa-Universität überflüssig.

Schon allein die Bevorzugung bestimmter europäischer Staaten in den Plänen für die Europa-Universität, die noch im Schlußbericht eines von den Räten der Europäischen Gemeinschaften eingesetzten Interimausschusses spürbar ist, ist schon Grund genug für ein negatives Urteil. Falls die Gerüchte um eine NATO-Universität auf Tatsachen beruhen, wird sie sich ein ebenso kritisches Urteil gefallen lassen müssen.

Immerhin wagt es der Interimausschuß nach der geübten massiven Kritik auch nicht mehr, einen Plan für eine europäische Volluniversität, also eine Universität mit allen Fakultäten und für Studenten aller Semester, vorzulegen. Ein Institut auf Universitätsniveau für „post-graduated studies", das sich mit den Problemen, die sich durch das Zusammenrücken der Völker stellen, befaßt, kann sinnvoll sein. Natürlich muß man sehen, ob sich genau formulierte Aufgaben stellen. Die Autonomie des Institutes muß garantiert sein. Der Zugang muß Professoren und Studenten aller Staaten offen stehen. Rechtliche Basis für dieses Institut kann nicht Art. 9 Abs. 2 des EURATOM-Vertrages sein, sondern müßte in einem neuen Vertrag geschaffen werden. Wenn der VDS derartige Mindestforderungen bei einem Seminar westeuropäischer Studentenverbände im April des Jahres in Florenz nannte, dann mehr durch die Umstände gezwungen, weil die Gefahr besteht, daß das Institut über die akademischen Instanzen hinweg auf dem Verwaltungswege verwirklicht wird, als aus wirklichem Interesse an diesem Institut.

Die Wünsche der westdeutschen Professoren und der Studenten gehen allerdings dahin, durch bilaterale und multilaterale Abkommen über die Anerkennung von Studienleistungen die immer noch bestehenden Grenzen für den wissenschaftlichen Austausch zu überwinden.

Lothar Krappmann

wie jedes Frühjahr
wie jeden Herbst

Studentenreisen zu Studentenpreisen

ESAGE

9. 9. bis 3. 10. 1961
Klassische Griechenlandfahrt
DM 300,-

Studentischer Arbeitskreis für Griechenland e. V.
Frankfurt a. M. · Herderstr. 29

Südafrikanische Paternalismen

Eine „deutsche" Stellungnahme

Die Apartheid-Politik der Südafrikanischen Union hat schon viel Staub aufgewirbelt. Verständlicherweise, würden wir sagen. Lassen wir uns durch einen Augenzeugen belehren, der einem deutschen Afrikaspezialisten aus der Feder geflossen ist.

Zu Beginn des Artikels findet sich die bedauernde Bemerkung, daß die westliche Welt, soweit sie mit der Apartheid-Politik nicht einverstanden sei, sich falscher Quellen bediene. Demnach verlassen wir uns hier auf die Sensationsmache unserer Presse, führen humane Worte im Munde und verkennen selbstverständlich die wahren Gegebenheiten. Daß alles seine zwei Seiten hat, brauchte man uns eigentlich auch nicht mehr zu sagen. Fest steht jedenfalls, daß wir nach der Meinung des Autors hier in Europa mit Blindheit geschlagen sind, wir sind die Rabeneltern, die das arme Kind Südafrika täglich nur deshalb verprügeln, weil uns seine Existenz nicht paßt. Dieses Kind werde vor allem von der deutschen und skandinavischen Presse in einer Weise verkannt, die an Methoden erinnere, wie sie hinter dem eisernen Vorhang praktiziert werden. Es sei ein wahrer Jammer, daß man hierzulande die afrikanischen Zeitungen auf Grund von Sprachschwierigkeiten nicht lesen könne, denn dann würden endlich alle Unklarheiten beseitigt werden können, dann wäre der schwarze Mann endlich ganz schwarz und der weiße ganz weiß.

Um diesem Übel abzuhelfen, kam eine deutschsprachige südafrikanische Zeitung auf den glücklichen Gedanken einen „Sachverständigen" in einem englisch abgefaßten Beiblatt die Probleme der Apartheidheit aufrollen und zeigen zu lassen „how far off the mark these malicious reports are". Wir wollen uns an dieser Stelle mit den „Gründen" auseinandersetzen, die unsere Landsleute in Südafrika veranlassen, die Rassenpolitik der Union zu akzeptieren.

Die Bantus, um die es dem Verfasser hauptsächlich geht, haben seiner Meinung gewisse Merkmale, die ihre Angleichung an den Standard der westlichen Zivilisation nahezu grundsätzlich unmöglich erscheinen lassen. Als Beweis gibt er an, daß die Bantus nicht das Rad erfunden hätten (was man eigentlich hätte erwarten können) und infolgedessen niemals imstande sein werden, einen wertvollen Beitrag zur Entwicklung der Menschheit zu liefern. Folglich würden sich die meisten Bantus auch bitterlich darüber beschweren, wollte man sie trotz ihrer „Unfähigkeit" dazu bringen, sich in schwarze Europäer zu verwandeln. Dies ist kein Witz, sondern eine geschickte Ausnutzung der selbstverständlich traditionsgebundenen Haltung der afrikanischen Bevölkerung, wobei allerdings die Tradition als ein stagnierendes Absolutum gesetzt wird.

Es ist nachgerade erschütternd, wie besorgt man um die armen Bantus ist. Man legt sich doch tatsächlich die Frage vor, warum die vier Prozent afrikanischer Bürger der Mittelklasse in der europäischen Gemeinschaft der Union nicht akzeptiert werden. Die Antwort ist, man wolle keine unnötige Trennung zwischen den wenigen wirklichen Führern der Bantus heraufbeschwören. Man fragt sich allerdings danach, wie sich die Initiatoren der Unionspolitik den Weg zur allmählichen Verselbständigung der afrikanischen Bevölkerung vorstellen, wenn die schwarze Intelligenz keine Chance hat, aus dem Mittelstand herauszutreten. So beleuchtet, erweist sich das „Problem" der Südafrikaner als Absurdum, als ein Paradoxon, das den Beweis dafür liefert, daß man im Grunde gar nicht daran denkt, jemals den schwarzen Menschen in die Gesellschaft zu integrieren.

Übrigens ist der Bantu um auf den Verfasser des Artikels zurückzukommen ein recht unmoralisches Geschöpf. Er besitzt eine andere Konzeption von Recht und Unrecht, sein Verantwortungsgefühl scheint gewöhnlich unentwickelt zu sein, daß er sich in der Öffentlichkeit nicht benehmen kann, ist ohnehin bekannt (dies nimmt der Autor zugunsten des Lesers an). Behandelt man ihn freundlich, reagiert er ausgesprochen undankbar. Kein Wunder also, daß „viele Südafrikaner nach ihren persönlichen Erfahrungen mit Generationen von Bantus zu dem Schluß gekommen sind, daß Integration nicht der richtige Weg im Umgang mit unzivilisierten Völkern ist. Sie fühlen, daß der Bantu sozial bei seiner eigenen Art bleiben soll."

Das Beunruhigende an der Geschichte ist, daß man den Bantus jede Entwicklungsmöglichkeit auf Grund von Vorurteilen abspricht, die im persönlichen Bereich gefaßt wurden und auf historische bzw. psychologische Momente zurückzuführen wären. Es erscheint außerordentlich bedenklich, wenn eine deutsche Zeitung in Südafrika in aller Seelenruhe verkündet, daß weiße Arbeiter zu Recht grundsätzlich mehr verdienten als schwarze, wobei von vorneherein die besser bezahlten Stellen für Weiße reserviert sind. Die Gewerkschaften sorgen dafür, daß die schwarzen Arbeiter keine allzu hohen Qualifikationen erreichen, sondern eher im Status eines Ungelernten verharren. Ein Weißer mag vielleicht bei der Bedienung einer Maschine verläßlicher sein, aber wenn man so weit geht, durch Gesetze schwarze Arbeiter gerade von dieser Art der Beschäftigung auszuschließen, dann liegt hier eine Absicht zugrunde. Es gibt Leute, die dies als Unterdrückung bezeichnen.

Dies alles ist kein Novum mehr. Neu ist nur, daß sich die „deutsche Kolonie" Südafrikas keiner anständigeren Haltung befleißigt, sondern ihrem Organ folgenden Satz abkauft, der den krönenden Schluß dieses Pamphlets gegen den Humanismus darstellen soll: „Humanitäre Theorien und politische Ideologien verwirren die Streitfrage und halten die Bantus auf dem Wege des Fortschritts auf." Davon abgesehen, daß dieser offenkundige Hohn ein trauriger ist, wissen wir, wohin der Verzicht auf Humanität führt.

MOT

Presseschau

●

LSD lenkt ein

Auf einer Delegiertenversammlung hat der Liberale Studentenbund am 13. und 14. Mai in Altenkirchen/Westerwald nach eindringlichen Beschwörungen durch Thomas Dehler, der FDP nachzugeben, den von der FDP beanstandeten Beschluß aufgehoben, trotz der Verhaftung seines Ost-Referenten Dieter Koniecki in Ost-Berlin, weiterhin Ost-Kontakte zu unterhalten. Die DV sprach dem bisherigen stellvertretenden Vorsitzenden Dietrich (Berlin) mit 25 gegen 20 Stimmen ihr Mißtrauen aus, weil unter Dietrichs Verantwortung im Organ des Berliner LSD ein Artikel „Die Partei, die Partei, die Partei ..." erschienen war, der dem FDP-Bundesgeschäftsführer Flach Karrieredenken unterstellte. Wegen des Mißtrauensvotums gegen Dietrich trat auch der andere stellvertretende Vorsitzende Hereth (München) zurück. Bundesvorsitzender Nolte (Göttingen) blieb im Amt. Zu seinen neuen Stellvertretern gehört Wolfram Leuze (Freiburg), ein Sohn des baden-württembergischen Ministers.
Die FDP werde wahrscheinlich die angebotene Versöhnung annehmen, heißt es in FDP-Kreisen. Eine Gruppe in der FDP sei allerdings noch mehr als über die Ost-Kontakte über den auch in Altenkirchen vom LSD aufrechterhaltenen Wunsch nach einer Koalition mit der SPD verärgert. Die sofort nach der DV in Berlin von der FDP ausgesprochene Kündigung der Geschäftsräume des LSD im Bonner Talweg, der FDP-Bundesgeschäftsstelle, soll nicht zurückgenommen werden. Dies entspräche auch dem Wunsch des LSD nach räumlicher Trennung der Büros von Partei und Studentenbund. akd

●

Weltjugendfestspiele nicht in Helsinki?

Gegen die Veranstaltung der kommunistischen Weltjugendfestspiele im Sommer 1962 in Helsinki wenden sich der finnische Studentenverband und die finnischen Jugendorganisationen erneut in ihrem internationalen Pressedienst „Syl News Letter" Anfang Mai. Sie billigen die ablehnende Haltung der finnischen Regierung, da 1962 in Finnland Wahljahr ist und sich die Aufmerksamkeit Finnlands daher ungestört auf die eigenen Angelegenheiten richten müsse. Nach Ansicht der finnischen Studenten- und Jugendorganisationen verletzt die Veranstaltung der Weltjugendfestspiele in Helsinki die Neutralität Finnlands und ist daher geeignet, unter Umständen weltpolitische Konflikte zu verursachen. dpd

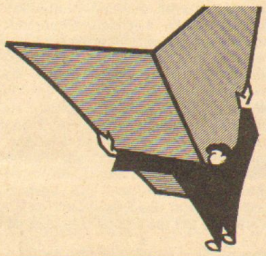
Das Zitat

Das Zitat

Auf dem Frankfurter Parteitag hielt der stellvertretende Bundesvorsitzende der FDP, Hanns Lenz, eine vielbeachtete Rede, in der er auch in der Frage der Konfessionsschule Stellung bezog.

Es liegt auf der Hand, daß die heutigen Befürworter der Konfessionsschule etwas ganz anderes wollen. Ihr Wunsch nach einer religiös fundierten Erziehung beruht auf der Erkenntnis, daß der Materialismus, wie er im Nationalsozialismus und Kommunismus triumphiert hat, letzten Endes auf einen Rückgang der religiösen Substanz zurückzuführen ist, die auf dem Wege der Erziehung wiedergewonnen werden muß. Eine religiöse Erziehung dieser Art kann sich natürlich nicht auf das Fach Religion beschränken, sondern muß in einer religiösen Durchdringung aller Unterrichtsfächer bestehen. So verständlich dieses Anliegen ist und so wenig das Dogma von der weltanschaulich indifferenten Toleranz eine sinnvolle Antwort auf diesen Wunsch darstellt, so wenig kann aber die Forderung religiöser Erziehung an den säkularisierten Staat gestellt werden. Der Staat ist der gemeinsame Staat von Protestanten und Katholiken, von rechten Christen und schlechten Christen, von Gläubigen und Ungläubigen. Die Fiktion eines christlichen Staates führt zur Praxis der verwalteten Konfessionalität, die keine Vermehrung, sondern eine Verminderung der religiösen Substanz hervorrufen wird.
Die Voraussetzungen der staatlichen Konfessionsschulen, die noch in der Weimarer Zeit gegeben waren, lagen im wesentlichen in den geschlossenen konfessionellen Siedlungsgebieten, die durch die Kriegsfolgen endgültig beseitigt wurden. Heute gibt es für beide Kirchen in ganz Deutschland nur noch Diaspora. In der heutigen konfessionellen Mischlage ist es die eigentliche Aufgabe des Staates, beide Konfessionen zu veranlassen sich miteinander einzurichten. Die staatliche Schule sollte daher nicht Bekenntnisschule sein. Gerade wer die Kirche ernst nimmt, kann diese Schule nicht wünschen. Soweit der Staat eigene Schulen unterhält, müssen sie auf dem Sichmiteinander-Einrichten der beiden großen Bekenntnisse aufgebaut sein. Das bedeutet keine Subtraktionsschule auf der Grundlage dessen, was beiden Konfessionen gemeinsam ist, sondern eine Schule, an der rechte Katholiken neben rechten Protestanten gemeinsam wirken können. Es könnte sein, daß über die Konfessionen hinweg für einen gemeinsamen christlichen Lebensstil die Zeit gekommen ist, während die Lehren noch lange unvereinbar bleiben. Denn auf vielen Gebieten gilt heute, daß die Gedanken hart sich stoßen, die Sachen aber relativ leicht beieinanderwohnen.
Sicher kann der Staat diese christliche Gemeinschaftsschule den Eltern, die aus Gewissensgründen eine Erziehung auf konfessioneller Grundlage wünschen, nicht aufoktroyieren. Da der Staat aber seinem Wesen nach nicht konfessionell erziehen kann, bleibt hier nur ein Ausweg: die vom Staat finanzierte Privatschule. Die Gegner der Konfessionsschule befürchten von einer Finanzierung der freien konfessionellen Schulen eine schulpolitische Zersplitterung und den intoleranten Geist, der angeblich von der konfessionell geprägten freien Schule ausgeht. Diesen Dogmatikern der Freiheit müssen wir sagen, daß man keinen Menschen von seinem Weg dadurch abbringen darf, daß man ihm im Zeichen der Freiheit verbietet, der eigenen sittlichen Entscheidung zu folgen. Die Freiheit ist unteilbar und kann nicht zuungunsten der Kirchen eingeschränkt werden. Je mehr es im übrigen gelingt, die einzelnen öffentlichen Schulen zu einer freien Einrichtung werden zu lassen, deren religiöses Gesicht der religiösen Substanz der an ihr tätigen Lehrer entspricht, um so mehr wird die Entscheidung der Frage: konfessionelle oder überkonfessionelle Erziehung? an der Stelle gefällt, an die sie gehört.

echt amerikanischer Blatt-Tabak DM 1.50



MONATLICH DM 3.- FREI HAUS

Portofreie Nachsendung an die Heimatanschrift während der Semesterferien.

Bestellungen und kostenlose Probe-Exemplare über den beauftragten Kommilitonen, den ASTA, den Universitäts-Buchhandel oder den Verlag.

TÄGLICH Deutsche Zeitung

KÖLN 1 · POSTFACH 490

Dissertationen

drucken wir zu äußerst günstigen Bedingungen. Setzen Sie sich auf alle Fälle mit uns in Verbindung.

Druck · Papier · Schaffhauser & Co.
Frankfurt/M., Berliner Str. 33-35, Tel. 21537

Peter Naacher

Buchhandlung für Universitätswissenschaften
Bockenheimer Landstr. 133
Zentrale: Steinweg 3
Ruf 26641, 687644

Bücher für Ihr Studium · Literatur unserer Zeit
Wesentliche Veröffentlichungen des In- und Auslandes

Stilübungen

Raymond Queneau: Stilübungen Autobus S. Suhrkamp-Verlag Frankfurt a. M. 1961. 157 S. 9,80 DM.

Die Romantiker waren die ersten, die mit ihren Fragmenten eine Form als Literatur anboten, deren Anspruch aus der Spekulation sich herschrieb, die sie mit dem Nichtgeschriebenen anstellten. Sie sagten aber damit nicht, was geschrieben wurde, könnte auch anders geschrieben sein, sondern eher, was geschrieben wäre, sei nichts ohne das, was geschrieben werden könnte. Für Stilübung als Form könnte der letzte Satz ebenso gelten, nur ist man versucht zu sagen: ohne die Einschränkung.

Raymond Queneau nun, der Autor von „Zazie", hat 1947 seinem Verleger „Stilübungen" zur Veröffentlichung überlassen und somit nicht verhindert, daß man sie als Literatur vorstellte. Der Verlag wird wohl die Doppeldeutigkeit der literarischen Kategorie benutzt haben, um auf Kosten des Lesers vor Scharlatanerie zu warnen und zugleich die Möglichkeit von Weltliteratur anzudeuten. Der Erfolg hielt die Spannung aufrecht: die „Stilübungen" erregten intellektuelles Aufsehen, wurden außerdem von Juliette Greco in Kabaretts vorgetragen, und man sprach sie auf Schallplatten (wer kauft sie?).

Nachdem Max Bense bereits 1958 in seiner Zeitschrift „augenblick" eine Auswahl nach der Übersetzung von Ludwig Harig veröffentlicht hatte, sind nun die „Stilübungen Autobus S" im Suhrkamp-Verlag vollständig erschienen.

In den „Stilübungen" umschreibt Queneau 99mal einen trivialen Sachverhalt: so können manche Kritiker wohl heute noch sagen. Aus einer anderen Gewißheit heraus aber muß man diesen Satz reduzieren und sagen: gegeben sind einige Wörter oder besser: gegeben ist ein semantisches Schema, das auch in der folgenden Wortreihe enthalten ist: im, Autobus S, ein, junger, Mann, mit, langem, Hals, der, sich, auf, den, Fuß, getreten, fühlt, und, einer, Auseinandersetzung, aus, dem, Weg, geht, indem, er, sich, auf, einen, freien, Platz, begibt ... Dieses Schema wird in den „Stilübungen" realisiert durch sämtliche Dimensionen der Sprache: Sprache als Bedeutung, als Ausdruck, als Laut.

Kramt man aus der terminologischen Mottenkiste das Wortpaar ‚Form und Inhalt' heraus, um zu prüfen, ob es hier zur Aufdeckung von ästhetischen Verhältnissen dienen kann, dann verschwindet in der Kategorie ‚Form' der ganze Einfall und unter ‚Inhalt' kann nur an eine Trivialität gedacht werden. Wer im Käfig dieses Begriffspaares nach ‚Inhalt' suchte, der würde darüber nachzusinnen haben, ob etwa der Mann den Jüngling absichtlich auf den Fuß getreten haben könnte oder nicht, ob der Jüngling ein Geck gewesen sein könnte oder ein zurückhaltender junger Mann; und sein Ergebnis wäre eine statistische Wahrheit, denn er müßte zählen, in wieviel Variationen jeweils die Antwort auf die Frage so oder so lautet. Er würde also ‚Formalismus' konstatieren, weil seine Fragen nach dem ‚Inhalt' ins Leere gehen und hinter dem einen Wort nur ein anderes Wort lauert: die nächste Variation.

GALERIE F. A. C. PRESTEL
Peter Voigtlaender-Tetzner

Frankfurt am Main
Bockenheimer Landstr. 17

Angenommen, ein Ich wird durch die Stilübungen ästhetisch gereizt, in welchen Kategorien lassen sich die Reize dieser Wortwelt fassen? Der ästhetische Genuß bezieht seine affektiven und intellektuellen Momente aus der Spannung von Klang zu Klang, über Konjunktionen und holpernd überschliffene Bedeutungseinheiten (Wörter-, Silben- „Permutationen"), aus der Entzifferung eines überschriebenen Textes (das Schema taucht „Ungefähr" auf), aus der Erinnerung an Literatur („Sonett", „Ode", „Komödie", „Alexandriner", „Freie Verse", „Haiku)" und Rhetorik, und doch genießt das Ich immer nur unter der Bedingung einer zweiten, einer dritten, einer anderen Variation, die erst die vorangegangene leicht macht. Einzeln sind die Stücke, je nach der Kategorie, welche die Haltung, nach der Sprache sich hier richtet, aufnehmen kann, entweder Wortwitz, Gag, Buchstabenhäufung, einfach Quatsch, Lyrik oder sie sind das, was die Überschrift sagt, die ja tatsächlich meist jene Kategorien liefert, zu denen das ästhetische Urteil Texten gegenüber hinstrebt, wenn es etwa „Ode", „Euphemismus", „Konsonantenversetzung", „Jugendstil", „Interjektionen" usw. registrierte. Erst in der Sammlung der Kategorien (‚Inhaltsangabe') überschreitet jedes einzelne Stück die Grenze am ästhetischen Bereich, und so zieht es seine Wertigkeit aus der dialektischen Teilhabe an der Idee des Ganzen, die von der Erschöpfung der Welt im Wort träumt und den Traum dem Bereich der Literatur als Metatext überliefert, als Kategoriensammlung, als ‚Inhaltsangabe', die in ihrer Fülle den verführerischen Schein von der im Geist verfügten Welt ebenso verbreitet wie jenen schrecklichen von der unendlichen Möglichkeit zu sprechen. Ein Bereich, der bisher als jenseits des Ästhetischen aufgefaßt wurde (ein Metatext: die ‚Inhaltsangabe'), wird ästhetisch relevant. Mögliche Einheiten der Welterfahrung (Stile) werden als verfügbare Kategorien der Weltordnung gesammelt, und ihre Auffindung geht als Leistung der konkreten Formung der Beispiele voraus. Deshalb können diese Stilübungen auch übersetzt werden, ohne daß man Queneau das Autorenrecht entziehen müßte, wie das oft notwendig wäre, wenn die einzelne Stilübung die höchste ästhetische Relevanz besäße. Damit aber im einzelnen die möglichen Reize seiner Kategorie entfaltet werden können, braucht es Übersetzer mit der virtuosen Sprachbeherrschung von Ludwig Harig und Eugen Helmlé.

Helmut Hartwig

Krumme Wege zum Epischen Theater

Franz Hubert Crumbach: „Die Struktur des Epischen Theaters – Dramaturgie der Kontraste". 373 Seiten, Braunschweig 1960 (Schriftenreihe der Pädagogischen Fachschule Braunschweig Heft 8).

Franz Hubert Crumbach folgt in seinem Buch mit Thema „Struktur des Epischen Theaters" einer nicht erst allerneusten „kultur-politischen" Mode, die Bert Brecht zu einem siamesischen Zwilling aus Theoretiker (hier allweil Kommunist) und Stückeschreiber (hier allweil Dichter) macht, – aus kommerziellen Gründen wohl hat er den Begriff „Episches Theater" im Titel seiner Schrift belassen und nicht durch ein ihm geprägtes „Kontrasttheater" ersetzen wollen. Polemik ist ein schlechter Hosenträger für wissenschaftliche Bemühungen, – das eingeflochtene Blümchen „Es ehrt den Strebenden, wenn er von Meistern lernt", das Brecht unter die Nase gehalten sein will, möchte man, wäre es nicht auch hier noch im Tonfall unbrauchbar, Crumbach selbst zuadressieren: die Diktion allein verrät schon, wo heute auf dem literaturwissenschaftlichen Markt unter dem bloßen Namen einer „Forminterpretation von Dichtung" gesegelt wird, ohne den Forderungen, welche diese methodische Entscheidung mit sich bringt, zu genügen, – Zitathäufung ist noch nicht Textnähe. Übersetzt man die Polemik in ein wissenschaftliches Konzept, so möchte Crumbach den Brechtschen Dramentyp aus seiner unvermittelt-modernen Frappanz erlösen und anhand von Beispielen aus der Weltliteratur der Vergangenheit und Jetztzeit als „geworden" ausweisen, – seine Arbeit bleibt jedoch in dem, was über den sicher brauchbaren Ansatz hinausgehen will, fast nutzlos, da er bewußt darauf verzichtet, der „formalen" Interpretation von Dramentexten eines Aristophanes, Calderon und Shakespeare, Holberg, Gryphius, Molière, Goethe und Tieck oder Anouilh, Marceau, Pirandello, Obey, Williams und Miller, Eliot, Wilder eine historische und so dem jeweiligen Einzelkunstwerk gerecht werdende Betrachtungsweise zu integrieren: der Autor ist zunächst nicht an den herbeizitierten Texten selbst als an eigengesetzlichen Organismen interessiert, sondern an der Richtigkeit seiner Thesen um den Begriff eines „Kontrasttheaters", dessen „überzeitliche" Struktur er dann auf Seite einhundertvierunddreißig seines Buches an Anouilhs „Antigone" in einer Kurvenzeichnung exemplifiziert; es wiederholt sich das Reglement des „klassischen" Dramentyps, wie man es von Gustav Freytag kennt, auf anderem Terrain. Das Schema von Spannungshandlung einerseits, Bei-Spiel- und Kommentarhandlung andererseits (von dem wir vermuten, daß es der Brechtschen Terminologie: Individual- und Kollektivstrang im Drama Brechts abgezogen ist) wird in allen Stückbesprechungen durchgepaukt, – auf der Strecke bleiben, was die deutsche Literatur betrifft, Gryphius, Goethe und Tieck.

Crumbachs „Struktur des Epischen Theaters", einer Spezialuntersuchung über den „Gestiefelten Kater" entwachsen, fällt durch eine differenziert geschachtelte Gliederung und ein im einzelnen mangelhaftes Literaturverzeichnis auf: so vermißt man, um nur ein Beispiel zu nennen, das sicher nicht erst gestrige Brecht-Buch von Volker Klotz, der an anderem Ort gezeigt hat, wie man mit der Anwendung der Brechtschen Dramenkategorien auf die „Komödien" eines Lenz etwa, moderne Rezeption von Dichtung aus abgelösten Literaturräumen deutlich machen kann. In selbsttäuschender Naivität glaubt Crumbach, Neuland unter der Feder zu haben, wo er sich in etwa gelegentlich mit Sekundärliteratur (oder nicht doch nur Zeitungskritik) auseinandersetzt, fallen Bemerkungen wie: „mißtönender Chor des Unverstands" oder „Lynchjustiz", – die gefällige Selbstkommentierung des wissenschaftlichen Darlegungsakts schlüpft aus demselben Knopfloch und hüpft von der „weiteren Folge unseres Nachdenkens" über ein „Im Geiste vergleichen wir" zu „Beschließen wir unsere Betrachtung" und „Es ist kein Zweifel", „Wir glauben". „Dramaturgie der Kontraste" heißt der Untertitel des Buches, hier liegt aus der Sicht des Verfassers der Zündschlüssel für alle die Einstreusel, die ein persönlichst-gefärbtes Theatererlebnis in bekenntnishaften Ausrufen daherreden lassen: „Ein Schauder weht uns an", „Ja, so ist es", „Ein Hauch der wahrhaft großen Tragödie", – angesichts dieser permanenten Korrespondenz mit dem Herzen unterm Jackett verliert die beständige Klage um fehlenden Raum und Platz für weitere Darlegungen an Ernst. Ein Resümee wie das auf Brecht bezogene „Der Genius des wahren Dichters entfaltet seine Flügel und erhebt sich weit über die Plattitüden einer politischen Terminologie" zeigt, so meine ich, deutlich genug, wo hier die Knöpfe angenäht werden sollen: eine unpolemische Brecht-Rezeption wird den ohnedies nur rhetorischen „Genius" beiseite lassen. Was das größere Thema des epischen Theaters der Moderne betrifft, so bleibt die Arbeit Peter Szondis „Theorie des modernen Dramas" (Frankfurt/Main 1956), welche den historisch kürzeren Raum von Ibsen und Hauptmann aufwärts betrachtet, vorläufig noch unüberholt.

Karl Riha

Träume enttäuschen

Richard Wright: Der schwarze Traum, Roman. Claassen Verlag Hamburg. Preis 19,80 DM.

Richard Wrights Romane, Ausflüsse der Angst, düster gearbeitete Schilderungen, die den Rassenkonflikt in den Vereinigten Staaten aus der Perspektive des Leidenden sehen, sind Werke eines Moralisten. Seine Bücher klagen an, sezieren mit scharfen Schnitten das Leben des amerikanischen Südens und legen unter dieser Haut glatter, sonnendurchtränkter Langeweile die Angst bloß, die für den schwarzen Menschen in Wrights Romanen und Erzählungen paradigmatisch ist. Symptomatisch für diese Haltung ist die Szene, die den jungen Richard zwischen zwei mit Eisenstangen bewaffnete Weiße, Reynolds und Pease, stellt. Und Pease sagt: „Richard, Reynolds hat mir berichtet, du hättest mich im Gespräch einfach ‚Pease' genannt!" Die Lage ist für den Jungen aussichtslos: streitet er es ab, zeiht er Reynolds der Lüge, gibt er es zu, zeiht er sich selbst des schlimmsten Verbrechens, einen Weißen nicht ‚Mister' Pease genannt zu haben. Szenen dieser Art durchziehen alle Werke Richard Wrights. Seine Helden werden aus der einen Demütigung in die andere gehetzt, und wenn sie sich nicht mehr demütigen können, fliehen sie ins Verbrechen. Das Ende für die Betroffenen ist nur Flucht und Tod.

In seinem Buch „Der schwarze Traum" (The Long Dream) sucht der Vater des Helden Fishbelly den Ausweg aus dem Rassendilemma einer südamerikanischen Kleinstadt, indem er Unterwürfigkeit heuchelt. Er gelangt zu Reichtum, erkauft sich ein paar Rechte und büßt diese Hybris mit dem Tod. Auch er, der Schlaue, ist ein Opfer.

Wright schrieb aus der Situation des Betroffenen. Er stand als Farbiger, der seine Haut ein „Verließ" nannte, dem zu entfliehen ihm nicht möglich war, und als Dichter im Brennpunkt. Seine Sprache registriert wie ein Seismograph die Äußerungen jenes permanenten Minderwertigkeitskomplexes, der einen großen Teil der schwarzen Amerikaner beherrscht, denen man die afrikanischen Ordnungen nahm und die Aufnahme in die weißen Ordnungen verweigerte.

Wrights Sprache entbehrt der Behaglichkeit, sie ist weder betulich noch erbauend, sondern knapp und reportagehaft. Das Wort räkelt sich nicht in willenlos schläfrigem Schattenleben, sondern es ist Aktion, Kondensator, der die Wünsche der vielen Parias zu dem einen Wunsch nach Gleichberechtigung verdichtet.

Wright war sich bewußt, daß die Zeit ein allzu nachsichtiges Gedächtnis besitzt, daß sie der Agitation bedarf, die ohne Lyrismen in hämmernden Wortzeilen die Menschen zur Umkehr zu zwingen vermag. Seine Metaphern greift er aus der Sprache des Alltags und seine Erzählhaltung ist die des Augurs, der das Ende schon kennt. Die Geschehnisse lassen nur zwei Aspekte zu, den der weißen und den der schwarzen Welt. Aus ihnen montiert der Autor die Handlung, wechselt sprunghaft die Perspektive ohne den Überblick zu verlieren und fügt die in Einzelschilderung erzeugten Handlungssplitter zu einem neuen Ganzen zusammen.

Richard Wright starb vor kurzem zweiundfünfzigjährig in einem Pariser Krankenhaus. Der „schwarze Traum" war sein letzter, und wohl auch größter Roman, in dem neben der Anklage auch leise Resignation, die Einsicht in die Unabänderlichkeit der Verhältnisse sich andeutet, und das Bewußsein, daß man keinen Vorschuß auf die Geschichte aushandeln kann.

Wolfgang Vogel

Epigonen und andere

Karl Heinz Schröter, Die Sekunde der Sanduhr; Erich Perlwitz, Auch mir gehört die Erde nicht; Karlheinz Herwig, Einsame Bäume heißen Allee. Sämtlich in der Reihe „Schritte" (Nr. 1–3), Wolfgang Fietkau Verlag Berlin-Zehlendorf, 1959 bzw. 1960.

So begrüßenswert an sich die Gründung eines Verlages wäre, der sich ohne Profitaussichten einzig das Ziel setzt, junge Autoren herauszubringen, so bedenklich muß es den Leser stimmen, wenn sich dabei unter der Maske des „gewagten Experiments" (so die Selbstcharakterisierung im Verlagsprospekt) christlich-konformistische Tendenzen breitmachen. Der junge Verleger Wolfgang Fietkau, im Hauptberuf Diakon, daneben Jugendgruppenleiter, Feuilletonredakteur der evangelischen Studentenzeitschrift „ansätze" und (unter dem Namen „Bruder Medardus") Gelegenheitslyriker, hat seit Ende 1959 in der Reihe „schritte" drei Lyriker an die Öffentlichkeit gezogen, von denen der älteste (Jahrgang 1927) jedenfalls einem alles anders als „gewagten" Quietismus hemmungslos huldigt. Sein Name Erich Perlwitz ist vermutlich ein Pseudonym. Er darf vorläufig als der Rilke-Epigonen letzter gelten, ohne daß er aber seines Vorbildes „Weltinnenraum" auszufüllen willens und imstande wäre, denn „wenn Gott weg ist / kommt er immer ganz nah". Ängstlich allem Lauten ausweichend, reimt und leimt er eine Welt zusammen, in der sich „Plasma stille Zellen baut". Perlwitz macht angestrengt in Aussage, aber die Quintessenz seiner Verse bleibt gut gemeint: „Ich grüße auch jene nicht / die mit Erlaubnis morden". Ob sich wohl „jene" viel daraus machen werden? Perlwitz begreift nicht, daß die Barbaren unserer Zeit sich durch christliche Demut nicht mehr irritiert fühlen, sondern eher bestätigt.

Karl Heinz Schröter, 25jähriger Feuilletonist am Sender Freies Berlin, schreibt auch seine Gedichte durchaus feuilletonistisch. Im Gegensatz zur Wahl seines romantischen Titelrequisits, der Sanduhr, zeichnet er flotte und wenig symbolbelastete Impressionen, die vor allem von Pariser Atmosphärilien leben. Die Monotonie seiner Syntax indessen ermüdet: in den 24 kurzen Gedichten des Bandes finden sich z. B. nicht weniger als 35 Imperativformen. Das wäre nur zu ertragen, geschähe sprachlich Außerordentliches – aber davon weit entfernt, gibt es die „ewige" Sonne, „sanfte" Rehe, eine „geschmeidige" Schlange, den „zarten" Seufzer, „weiche" Federn, einen „dünnen" Faden, die „feste" Erde, „kleinlichen" Neid und – last not least „morsche" Knochen! Derart mit überflüssigen und nichtssagenden Adjektiven vermauert, wird Schröters Sprache kaum jemals plastisch. Durch absoluten Formwillen als Dichter legitimiert sich allein der 1932 geborene, ebenfalls in Berlin lebende Buchhändler Karlheinz Herwig. Er beherrscht „Wort" und „Gegenwort"; ohne seine eigentlichen Vorbilder Jakob van Hoddis und Georg Heym zu verleugnen, schreibt Herwig Lehrgedichte trotz Brecht – aber: mit zwei konträren „Anwendungen", so daß seine Dialektik nicht der Erstarrung verfällt. Was er konstatiert („existenz ist schmerz"), darf nicht als formelhafte „Aussage" mißverstanden werden, weil er den europäischen Dialog des Geistes genau an der Stelle fortführt, wo er heute angelangt ist. Sein Denken gestattet sich keinerlei Utopien mehr; so lautet denn seine Antwort an Camus: „es wird zerstört werden / sisyphus". In seinen besten Gedichten gewinnt der Augenblick Ewigkeit, stellt der notwendige Rhythmus der Sprache die Sache selbst hin, sind Form und Inhalt identisch. Man prüfe daraufhin die folgenden Verse: „die stufen zur metro hinab / rollte der kopf des gottes" (sprachrhythmisch: stufenweise Bewegung abwärts) – „ein zug nahm ihn mit / hinaus nach vincennes" (rhythmische Parallelität: gleichmäßige Bewegung vorwärts) – „oder porte dauphine" (schwebende Akzentuierung: Ungewißheit über die Bewegungsrichtung) – „aus den schächten / dampft sein hirn".

Um dieses einen Gedichtes willen hat sich die Existenz des Wolfgang Fietkau Verlags gelohnt.

Klaus M. Rarisch

„Kritischer Kalender 1961"

„Kritischer Kalender 1961", Verlag Bärmeier und Nikel, Lithographien und Zeichnungen von A. Paul Weber, Knüppel-Verse von Herrmann Mostar, Preis DM 6,80.

Trotz des leidigen Umstandes, daß heutigentags bestenfalls die Bild-Zeitung in der Lage ist, Mißstände unsrer Konradinischen Aera aus der eigenen Front heraus mit einiger Wirkung unter kritischen Beschuß zu nehmen, setzten die Verleger Bärmeier und Nikel ihre Kanonade auf die scheinbar für echte Kulturkritik kugelsichere Weste der Bundesrepublikaner fort: mit Zeichnungen und Lithographien von A. Paul Weber und den Bildern kongenial gegenüberstehenden „Knüppel"-Versen Herrmann Mostars.

Das in seiner Aufmachung gefällige Bömbchen mit der Bezeichnung „Kritischer Kalender 1961" ist einerseits nicht nur lesenswert, sondern verpflichtet uns nahezu, es zu lesen, da es hier offenbar einmal nicht um die übliche Gegenwartskritikmasche geht, von der man von Anfang an weiß, daß sie mancher achselzuckend zur Kenntnis nimmt und keiner sich getroffen fühlt; andrerseits darf betrübt festgestellt werden, daß es die größten Verheerungen in den eigenen Reihen anrichtet, da es gewissermaßen unter den Händen der Erzeuger krepiert: eine Art intellektueller Masochismus, der darauf abzielt, den andern weh zu tun, indem man sich selbst wehtut – ungeachtet der Tatsache, daß jene nur mehr oder weniger interessante Zuschauer sein wollen und bleiben.

Auf 24 Seiten erfahren wir durch Wort und Bild von den Greulichkeiten des Herrn Deutschmann. Und wahrscheinlich, die Verse Mostars zusammen mit den gemalten Fabeln Webers sind imstand, das Gemüt des Edlen in Aufruhr zu bringen! Der Vorwurf, die Träger der Wohlstandswesten seien dagegen immun, fällt einzig und allein auf eben jene zurück, denn gegen die Unempfindlichkeit für Geschosse, die nicht aus ideologischen Kanonen abgefeuert werden – und gegebenenfalls einen atomaren Sprengkopf tragen werden –, ist auch nach Jahrhunderten sogenannter Kulturen noch kein künstlerisches Kraut gewachsen.

H. G. Rockemer

bildende kunst

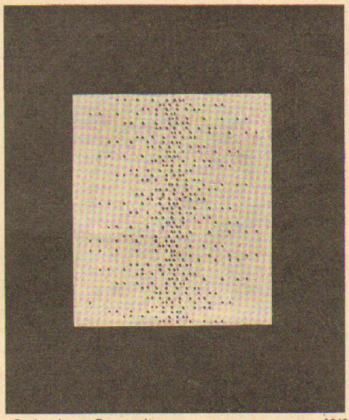
MORSBROICHER KUNSTTAGE 1961

Vom 5. bis 7. Mai fanden in Leverkusen dank der Initiative Udo Kultermanns und der Aufgeschlossenheit der Stadtverwaltung von Leverkusen die Morsbroicher Kunsttage 1961 statt, in denen der Versuch einer kritischen Bestandsaufnahme von bildender Kunst, Architektur, Literatur, Musik, Tanz, Film und Theater der Gegenwart unternommen wurde. Eingegrenzt wurde das Thema allerdings durch die Beschränkung auf Deutschland. Diese Eingrenzung machte den Rednern durchweg zu schaffen, da sie sich doch als sehr willkürlich und als von der Materie her nicht vertretbar erwies. Die zweite, sinnvolle Eingrenzung ergab sich dadurch, daß man sich auf den Teil des zeitgenössischen Schaffens in den einzelnen Sparten beschränkte, in dem sich – einmal ganz allgemein formuliert – eine Lösung vom bisherigen klassischen Denken in der Kunst andeutet oder anzudeuten scheint. Eine Ausnahme machte, was die Referate betrifft, nur die Rede Monsignore Mauers „Gibt es einen verbindlichen Stil in der modernen Kunst?", in der es mehr um eine expressive, und das heißt bei Mauer bekenntnishafte („Stil ist Konfessio"), tachistische Malerei ging, die in Leverkusen nicht gemeint war.

Vielleicht liegt das Nützliche einer solchen Übersicht weniger in der Dokumentation des Gemeinsamen als darin, durch eine kritische Konfrontation die eventuell entscheidenden Unterschiede sichtbar zu machen, um somit das tatsächlich Neue prononcierter formulieren zu können. Eine Ausstellung „30 junge Deutsche – Architektur, Plastik, Malerei, Graphik", die anschließend in die Schweiz geht, bildete den Kern der Veranstaltung. Der gemeinsame Blickwinkel für die in der Ausstellung gezeigten Werke liege in der Möglichkeit ihres Zueinanders, in der Möglichkeit auch einer Bindung an künstlerische Architektur, sagte Dr. Kultermann. Das Ziel sei also im wesentlichen gewesen, die einer neuen Raumaussage fähigen Kunstwerke im strukturellen Sinn einem veränderten Architekturraum zuzuordnen. Die Bindung an die Architektur kam auch in verschiedenen Referaten, vor allem bei dem Bildhauer Norbert Kricke zur Sprache. Es wurde aber auch immer wieder das Gefährliche solcher Bindungsversuche deutlich, da man dabei letzten Endes doch Verschiedenes einander zuzuordnen, zu addieren sucht, und für Plastik oder Malerei im Rahmen einer Architektur künstlich Räume wie für Denkmäler geschaffen werden müssen, was dem neuen künstlerischen Denken, wie es sich in Leverkusen manifestierte, geradezu zuwiderläuft. Es scheint auch in der jungen Architektur, in der mobilen Architektur, die nicht mehr starr, sondern mit den jeweiligen Lebensbedürfnissen veränderbar sein soll – in Leverkusen vertreten durch die Architekten Frei Otto, Eckhard Schulze-Fielitz und Günter Günschel – weniger um im üblichen Sinn „künstlerische Architektur" zu gehen, sondern um eine „technische Architektur" die ihren ästhetischen Reiz auch ganz aus diesem technischen Aspekt gewinnt. Schon die Einteilung in Plastik, Malerei, Graphik wird den neuen Realitäten in der Kunst nicht gerecht; sie stammt noch ganz aus dem klassischen Denken und man verdarb sich damit in Leverkusen etwas das Konzept.

Der Maler Gerhard von Graevenitz formulierte in seinem Referat über die zeitgenössische Malerei jenes neue künstlerische Denken wohl am prononciertesten. Er konstatierte zwei Linien innerhalb der neuen Tendenz. Einmal verwies er auf künstlerische Manifestationen wie die Ausstellung Yves Kleins in Paris, die nur aus einem blau ausgemalten Raum bestand, oder das Lichtballett Otto Pienes, ein durch Projektoren auf Decke, Wand und Boden eines Raumes erzeugter Lichttanz, bei denen der Betrachter in starkem Maß physisch betroffen wird, bei denen Kunstschaffen nicht auf ein Werk zielt sondern auf eine Situation, in die der Betrachter gestellt werden soll. Angesichts solcher Möglichkeiten, angesichts der Direktheit und Stärke der Wirkung solcher Manifestationen, sagte Graevenitz, verliere andererseits die Bildermalerei in dem Maß an Realität, in dem sie auf Gefühl reflektiere, das heißt die Bilder gewinnen in dem Maß an Realität und können sich nur in dem Maß behaupten, in dem sie an Rationalität zunehmen. Er folgert wohl auch ganz richtig, daß es sich nicht um einen neuen malerischen Stil handelt, sondern vielleicht mehr um eine neue Art zu denken.

Zu den Manifestationen gehören in der Ausstellung Pienes Lichtballett, Heinz Macks Lichtdynamo und „Raumgitter des Lichts" – ein Raum 250 x 250 x 200 aus hängenden geknick-



Gerhard von Graevenitz 1960

ten Aluminiumstreifen, in dem durch die Bewegung der Streifen eine Lichtbewegung stattfindet –, und Günther Ueckers variable Lichtintegration. Beispiele für Bilder, die in besonderem Maß Rationalität besitzen, bietet die Ausstellung dagegen wenige; hier sind vor allem die Bilder Gerhard von Graevenitz' und Günther Ueckers zu nennen. Eklatantestes Gegenbeispiel: die pseudo-rationale Malerei Raimund Gierkes. Bemerkenswert, wenn auch zum Teil nicht im Sinn der eben angewandten Kriterien, sind weiter ein Bild von Oskar Holweck, eine systematisch aufgeschlitzte Papierfläche, Otto Pienes schwarzer Rauchpunkt auf weißem Grund, [illegible]er Plastik Arbeiten von Kricke, Hiltmann, [illegible]schke und Pohl. Die tachistische Herkunft ist bei manchem Maler nicht zu leugnen und bei manchem auch nicht zu übersehen, daß er im Grunde Tachist geblieben ist, vielleicht ein „zivilisierter Tachist"; die Monochromie allein beweißt noch nichts. Bemerkenswert ist [illegible]gens, daß in der Ausstellung keine Farben als Weiß und Schwarz auftauchen; das unterstreicht die Bedeutung, die für viele Maler heute das Licht hat: die Bildelemente sollen möglichst sensible Lichtträger sein. Die ausgestellte Graphik läuft der Tendenz die die Ausstellung dokumentieren soll, völlig zuwider. Hier finden sich lediglich tachistische Blätter oder herkömmliche Kompositionen. Im ganzen zeigt die Ausstellung zwar Ähnlichkeiten zwischen den einzelnen Dingen, aber eine Gemeinsamkeit der Gesinnung, des Denkens und damit eigentlich auch der Tendenz, vermag sie nicht herauszustellen infolge der unglücklichen Zusammenstellung.

Wie aus den Referaten von Heinz-Klaus Metzger über die gegenwärtige musikalische Produktion in Deutschland und Claus Bremer über die gegenwärtige Situation des deutschsprachigen Theaters hervorging, kann man auch in Musik und Theater, wie bei den Manifestationen in der bildenden Kunst Bestrebungen erkennen, die nicht auf das Werk sondern auf die Situation zielen, in die der Hörer oder Zuschauer gestellt und einbezogen werden soll – Beispiel aus der Musik: jenes Konzert von Schnebel, in dem die zu erwartenden Reaktionen des Publikums als Bestandteil des Konzerts einkalkuliert sind; was das Theater betrifft, so wird dieser Gedanke einstweilen noch als Forderung erhoben.

Die experimentelle Literatur in Deutschland kam durch Lesungen von Helmut Heißenbüttel, Claus Bremer, Franz Mon, Hans G. Helms und einen Vortrag von Prof. Max Bense über zeitgenössische Literatur zu Wort.

Zusammenfassend kann man sagen, daß die Morsbroicher Kunsttage zwei Hauptmerkmale der jungen Kunst, Kunst nicht auf bildende Kunst beschränkt, in Andeutungen gezeigt haben: den dynamischen Aspekt und den rationalen Aspekt; den dynamischen Aspekt, das heißt den Versuch, den ganzen Menschen auch physisch zu erreichen, ihn als etwas, das lebt, ein Stück in einer Situation leben zu lassen, die durch einen tatsächlichen Lebensraum wie im Falle Yves Kleins, Pienes, der mobilen Architektur oder durch ein sich in der Zeit abspielendes visuelles Ereignis realisiert wird, womit geradezu eine neue Dimension gewonnen ist.

Andererseits haben aber auch Tagung und Ausstellung ein kleines Fragezeichen hinter das Wort „neue Tendenz" gesetzt, mit dem man heute allzu schnell eine Reihe Erscheinungen zusammenfassend etikettiert. Es fehlt einiges, was zu einer Tendenz gehörte, wie Eindeutigkeit, eine gewisse theoretische Fundamentierung, damit auch eine gewisse Aktualität über den Bereich der „Branche Kunst" hinaus. Auch die Lesungen – es wurden ausgezeichnete Texte gelesen – konnten vielleicht doch nur so ein „unbeteiligtes Interesse" wecken; Kunst und Literatur haben eben ihre Problemchen wie die Seifenindustrie oder Landwirtschaft die ihren. Künstler und Dichter produzieren ihre Waren wie die Schrauben- oder Parfümindustriellen die ihren. Vielleicht wäre es nötig, von der „Kunstproduktion", die die augenblickliche Situation der Kunst geradezu als die eines Wirtschaftszweiges kennzeichnet, zu einer künstlerischen Aktion zu kommen, um sich von dem Status einer Branche zu befreien und auch ein gewisses notwendiges gesellschaftliches Engagement einzugehen, ohne das die Kunst unerheblich bleibt.

Jürgen Morschel

MORELLET UND VERLON IN MÜNCHEN

Bilder von zwei bislang in Deutschland unbekannten interessanten französischen Malern präsentieren zwei Münchner Galerien: die Galerie nota zeigt eine Ausstellung mit Arbeiten von Francois Morellet und das Kunstkabinett Klihm Montagen von André Verlon.

Francois Morellet aus Cholet in der Nähe von Nantes spannt auf seinen quadratischen Bildern ein Netz von Linien nach einer sehr einfachen Methode. Er legt auf die Bildfläche zunächst ein System von horizontalen und vertikalen Linien. Darüber folgen weitere Systeme von in regelmäßigen Abständen senkrecht aufeinanderstehenden Linien, die zum ersten System in verschieden großen Winkeln stehen. Einmal sind es diese Winkel, die in den einzelnen Bildern variiert werden, und zum anderen ist es die Stärke der Linien, die Morellet von Bild zu Bild abwandelt. Dadurch wird entweder das Liniengeflecht, die Zeichnung stärker betont oder – in den Bildern mit breiteren Linien – das Muster der ausgesparten Flächen. Es ist unglaublich, was auf diese einfache Weise auf den Bildern erreicht wird. Jede der entstehenden ausgesparten Flächen, jede der Gruppen von Flächen, zu denen sich im Auge des Betrachters einzelne Formen verbinden, ist um kleinste Nuancen von jeder anderen Gruppe und jeder anderen ausgesparten Fläche verschieden. Ebenso differenziert sind in den Bildern, in denen die Zeichnung stärker betont ist, die Überschneidungen der einzelnen Liniensysteme. Nur in dem Fall, daß die Winkel, in denen die einzelnen Liniensysteme zueinander stehen, gleich sind – ein Grenzfall des behandelten Problems –, ist das Bild regelmäßig auf ein Zentrum zugeordnet. Beim Betrachten erscheinen die Bilder in ständiger Vibration und je nachdem, aus welcher Entfernung man ein Bild sieht, scheinen sich Kreise oder komplizierte Kurven auf ihm zu bilden, obwohl jedes Bild nur aus kleinen Quadraten aufgebaut ist. Der außerordentliche Reiz dieser Bilder liegt in dem Gegensatz von größter Unruhe und verwirrender Vielfalt im einzelnen, im Detail – wobei jedoch zu betonen ist, daß es sich immer um ein entindividualisiertes, weil gesetzmäßiges, Detail handelt –, und der großen Ruhe und Klarheit im Ganzen, die durch die Methode erzielt wird; eine Malerei, die sich wohl an das Auge, aber auch und nicht zuletzt an das Bewußtsein wendet. – In einem Bild zeigt sich, in welcher Weise Morellet das Problem in seiner Arbeit erweitert: hier ist an Stelle des gemalten Netzes ein Drahtnetz in mehreren Schichten und verschiedenen Abständen über die Bildfläche gespannt; das Bild wird in den Raum erweitert.

André Verlon, 1927 auf einem Schiff im Mittelmeer geboren, besuchte in Paris die Akademie Julian und zog als Matrose, Tellerwäscher, Heringsputzer, Bauarbeiter und Plantagenarbeiter in der Alten und der Neuen Welt umher. 1957 sollte in Paris die erste Einzelausstellung Verlons stattfinden, aber drei Wochen zuvor verbrannte das gesamte Oeuvre des Malers in einer Mansarde.

Verlon montiert Photographien auf informelle Bilder, Photographien von Häusern, historischen Gebäuden, Maschinenteilen und vor allem Straßen und immer wieder Straßen. Das informelle Bild wird zu einem bedrohlichen informellen illusionistischen Raum und das Thema Verlons ist – ein literarisches und moralisches Thema – die Suche nach dem Ausweg aus dieser ausweglosen Situation. Immer ist ein Fenster, ein Gang, eine Straße oder eine Eisenbahnschiene da, an die sich Hoffnung knüpft, die aber wieder in der Endlosigkeit der Wege, in der Leblosigkeit der gemachten Welt – ähnlich wie in der pittura metafisica – erstickt. Die Straßen werden zu Auswegen und zugleich verbauen sie den Ausweg. „Straßen zur Unendlichkeit", „Kein Ausweg?", „Schienen zur Unendlichkeit", „Keine Hoffnung", „Geschlossen" heißen einige der bezeichnenden Titel.

In Verlons Bildern ist das Amorphe einer ungezügelten, informellen, dunkelfarbigen Malerei den glatten, funktionierenden Dingen des Gemachten gegenübergestellt. Das Amorphe wird gleichsam urbar gemacht durch Wege und Häuser: aber dieses Urbarmachen bringt zugleich die Erkenntnis der Ausweglosigkeit, indem die Perspektiven, die die gemachten Dinge in den Raum legen, ihn als unendlich aufzeigen, und es bringt eine neue Ausweglosigkeit, denn in dem Maß, in dem das Amorphe ‚begehbar' wird, läßt die Historie, die für den Menschen mit dem Machen beginnt, ein neues Labyrinth aus Geschichte – in Verlons Bildern versinnbildlicht durch historische Bauten – um ihn wachsen: die Vitalität, die in dem Amorphen steckte, erstickt. Das rein malerische Problem des Tachismus wird bei dem Surrealisten Verlon ins literarische abgewandelt: was dort Bild war, wird bei Verlon Bühnenbild, Bühnenraum für ein gerafftes Stück Welttheater.

Boris Teichmann

Die Frankfurter **Galerie Sydow** stellt bis zum 23. Juni Bilder des Neapolitaners **Guido Biasi** aus. Wir berichten darüber im nächsten Heft.

theater

DIALEKTIK DER VERWESUNG

Genets „Wände" in Berlin uraufgeführt

Die Westberliner Städtischen Barlog-Bühnen (Schiller- und Schloßparktheater) haben bis dato die Existenz Ionescos, Tardieus und Audibertis nicht zur Kenntnis genommen. Einzig Jean Genets „Balkon" spielte man vor zwei Jahren, wagte man zu spielen trotz drohender Ungnade des omnipotenten Kultussenators und larmoyanten Protesten im „Petrusblatt".

Jetzt brachte das Schloßparktheater als europäische Erstaufführung (nach New York, aber noch vor Paris) des Exsträflings phantastisches Schauspiel „Wände" heraus. Es ist Genets viertes Stück und zugleich das erste eines geplanten Totentanzes in sieben Dramen über die Dialektik der totalen Verwesung. Und wahrhaftig: seit Grabbe im „Theodor von Gothland" hat noch keiner Blut, Schweiß und Exkremente so gründlich zusammengeknetet. Wenn sich im Deutschen auf „Verwesung" noch „Erlösung" notdürftig reimt, schiebt der Franzose seine unübersteigbaren Wände vor die Transzendenz „abendländischen" Daseins. Was apollinischere Poeten bestenfalls als Lehrsatz mühsam herausgepaukt hätten: daß unser Abendland von Algerien her verfault – hier ist es stillschweigende Voraussetzung. Zwar wird nichts verschwiegen und niemand geschont: die weißen Siedler sind lebende Geldsäcke; die Frauen chauvinistische Vogelscheuchen, dadaistisch verseucht genug, um wehrlose Kleiderpuppen mit den Orden ihrer Männer zu dekorieren; die Offiziere – Feiglinge, die Akademiker – Schwätzer, die Missionare – Heuchler; ein General (Rudolf Fernau) entdeckt den kleinen Salan in sich ... Aber alles das ist für Genet nur Anlaß, sich mit seinem Anti-Helden Said, dem ärmsten aller Araber zu identifizieren, solange der begreift und begreifend leidet: „Ich mußte der Verbrecher sein, den die anderen nur spielten." Said heiratet Leila, die „häßlichste Tochter des Landes". Er dient der brokatgleißenden Urhure (Ruth Hausmeister) zur Wollust und der giftgeblähten Rebellenführerin (Elsa Wagner) zum Haß; schließlich verrät er seine aufständischen Landsleute an die Unterdrücker und nimmt damit zu den „existentiellen Sünden" der Armut und Häßlichkeit noch die Verbrechen der anderen, ihre „sozialen Sünden" auf sich. Aber – und hier verlangt das Rätsel dieses Stückes nach Deutung der phantastischen, surrealen und symbolhaften Effekte – handelt Said freiwillig, im Sinne einer romantischen Opfer- und Erlösungstat? Oder den Zwängen radikaler Selbstvernichtung folgend? Hier verläuft die Grenzlinie des dialektischen Umschlags, erhebt sich die unendlich dünne (auf der Bühne papierene) Trennungswand, die Said und seine Partner auf diesem Totentanz erst sterbend durchbrechen können, mit einem stereotypen „Na also!", das nicht die Erlösung, sondern die Auflösung begrüßt – allerdings auch das vergebens. Denn der Himmel, vormals das topographische Ziel sittlich begründeter Transzendenz, ist für Genets Gestorbenen der Ort des großen Gelächters über alle politischen, moralischen, humanitären Probleme. Grotesk, wie die urige Mutter Saids (Berta Drews) mit dem Rebellenweib nach ihrem Eintritt in das Pseudoparadies vor Lachen noch einmal krepiert: der Spasmus menschlicher Hoffnungen, im Duett vorgewiehert! – Said verkörpert so nicht den alttestamentarischen Sündenbock, als den die Tageskritik diese Figur mißverstanden hat, sondern, in der metaphysischen Schlinge hängend, den negativen Christus, der sie gordisch durchhaut, ins Nichts verkrampft.

Dies herauszuarbeiten lag aber nicht in der Regiekonzeption Hans Lietzaus, der genug damit zu tun hatte, die Voraussetzungen zu klären: Genets makabres Labyrinth bis zur Grenze des Erkennbaren aufzuhellen. So konnte man auch übersehen, daß die Pratagonisten zu gesund (Gerd Baltus als Said) oder zu wenig animalisch waren (Heidemarie Theobald als Leila). Die Reaktion der Berliner Kritiker reicht vom Vorwurf des „intellektuellen Masochismus" (den Genet zweifellos als Schmeichelei empfinden dürfte) bis zur (wohl aus der Furcht vor der Blamage entstandenen) Lobhudelei im Tagesspiegel. – Man wird die wohl doch zu starken Kürzungen am Text nachprüfen müssen.

Klaus M. Rarisch

FERDINAND KRIWET

Sehtexte - Hörtexte [1]

unter diesem Rubrum veröffentlicht der DISKUS Beiträge zur gegenwärtigen Situation in Dichtung und bildender Kunst. Ferd. Kriwet ist Autor des bei DuMont erschienenen Buches „Rotor".

I

Versucht man, sich des gegenwärtig theoretisch notwendigen Standes literarischer Produktion inne zu werden, offenbart einem der historisch erreichte, daß der in diesem zwar vorbereitete theoretische Stand seiner Realisation noch harrt. Doch einige Werke der jüngsten Vergangenheit haben die Zukunft schon beginnen lassen.

II

Nun ist kaum zu übersehen, daß sobald sich Neues regt, dieses sich notwendig anderer, seinen Sachverhalten adäquater Termini bedient, um sich begrifflich mitzuteilen, als der, die es ládiert schon vorfindet.

Der praktisch-historische und der theoretisch-aktuelle Stand wird jeweils an seiner Terminologie zu erkennen sein. Daß die ‚zeitgenössische' Literatur, inclusiv ihre Kritik und Theorie, nicht umhin kann, Begriffe wie ‚Lyrik', ‚Gedicht', ‚Roman', ‚Fabel' etc. für sich zu verwenden, verweist sie in den längst überholten Bereich, in dem die so erfaßten Kunstformen angesiedelt sind.

Solange aber die literarischen Erzeugnisse allein durch ihr Auftreten keine neue Begriffsbildung provozieren, der Kritik und Theorie nicht annähernd eine Terminologie in den Mund legen, wie die neue Musik sie sich erarbeitet hat, wird ein wissenschaftliches Gespräch der Disziplinen untereinander gerade zu dem Zeitpunkt unmöglich bleiben, da allerorten von deren Ineinandergreifen die Rede geht.

III

Gemäß den optischen und akustischen Verhaltensweisen von Sprache wird man zukünftig summarisch zwischen SEH-TEXTEN und HÖRTEXTEN unterscheiden.

IV

Selbst den weniger ‚Eingeweihten' wird es kaum entgangen sein, daß gerade die fortschrittlichste unter den künstlerischen Disziplinen, die neue Musik, eine intensives und fruchtbares Interesse an einem Literaten des 19. Jahrhunderts hegt: nämlich an Stephan MALLARME, dessen ‚Coup de dés' und ‚Le Livre' anregend einige der wesentlichen Musikwerke der Gegenwart mitgeschaffen haben. „Mallarmé, wie er mitten in der kristallinischen Konstruktion seines gewiß traditionalistischen Schrifttums das Wahrbild des Kommenden sah, hat zum ersten Male im ‚Coup de dés' die graphischen Spannungen der Reklame ins Schriftbild verarbeitet." [2]

Sind bislang die Zeichennatur der Schrift und die Gestaltauszeichnungen der einzelnen Buchstaben reproduktiv verwendet worden, so bezeichnen SEHTEXTE Poesien, an deren Produktion sie geradewegs teilhaben.

„Die Schreibmaschine wird dem Federhalter die Hand des Literaten erst dann entfremden, wenn die Genauigkeit typographischer Formungen unmittelbar in die Konzeption seiner Bücher eingeht." [3]

Wenn sie sich während der Konzeption auch auf graphische Aspekte berufen haben, so wollen SEHTEXTE doch keine emanzipierte Graphik darstellen, sondern Texte, die den SEH- und LESE-Vorgang gleichermaßen zu Text werden lassen, wie den verbal notierten.

Die dem Auge zugekehrte und ihm allein zugängliche Dichtung hebt die bloße Niederschrift, die beliebigen Text in beliebiger Form ‚zu Papier' bringt auf, indem sie die ANORDNUNG des Textes im Format selbst Text sein läßt, ohne beide jedoch ein Eigenleben führen zu lassen; Text und Schriftbild leben nicht getrennt, da die Anordnung des Textes in diesem bereits immanent war.

Dies führt zum Problem der NOTATION, das wiederum mit dem des LESENS eng verknüpft ist.

Da LESEN ein Prozeß im Raum und einer innerhalb der Zeit ist, wird die Zeit ebenso zu einem Parameter der Konzeption von SEH-TEXTEN, — mehr noch von HÖRTEXTEN, deren Wahrnehmung nur in der Zeit erfolgt. Gegenüber der gemessenen (Uhr-)Zeit hat Karlheinz Stockhausen für die neue Musik den Terminus der ‚Erlebniszeit' geprägt. „Bei allen Wahrnehmungen haben wir es immer mit unterschiedlichen Veränderungen bestimmter Struktur zu tun, und diese unterschiedlichen Zeitstrukturen erleben wir qualitativ in den verschiedenen Begriffen. Eine Wiederholung hat somit den geringsten Veränderungsgrad, ein völlig überraschendes Ereignis den größten. . . . Je größer die zeitliche Dichte unerwarteter Veränderungen — der Informationsgehalt — ist, um so mehr Zeit brauchen wir für das Erfassen der Vorgänge, um so weniger Zeit haben wir zur Reflexion, und um so kürzer vergeht uns die Zeit; je geringer die effektive Veränderungsdichte ist (die nicht durch die Erinnerung oder Übereinstimmung der Veränderung mit unserer Erwartung verringert wird), um so weniger Zeit brauchen die Sinne zum Reagieren, und um so langsamer vergeht die Zeit." [4] Dies läßt sich auf das Wahrnehmen von SEHTEXTEN übertragen, deren Ereignisse visuelle sind im Gegensatz zu den akustischen der Musik, an deren Wahrnehmung Stockhausens Analyse sich orientiert.

Die sprachpsychologische Forschung berät seit langem darüber, ob der Lesevorgang ein sukzessiver oder ein simultaner sei. „Versuche in dieser Richtung haben ergeben, daß das Auge sich ruckweise fortbewegt. Während der Ruhe zwischen den Rucken wird in einem Sehakt eine Reihe von Buchstaben, ein oder mehrere Wörter oder ein besonders auffallender Teil der Zeile erfaßt." [5] Daß der Vorgang des Lesens einerseits abhängig ist von dem ‚Lesertypus', seiner Verfassung und Lesefertigkeit, andererseits vom Text, Druck, Papier, unterliegt wohl kaum einem Zweifel, wenn wir mit ‚lesen' „das Entziffern von Geheimchiffren, die uns nicht von Geburt an selbstverständlich sind, sondern die die wir lernen müssen" [6] verstehen wollen, O. Meßmer unterscheidet zwischen einem ‚objektiven Lesertypus', dessen Aufmerksamkeit sich nur auf die allernächste Umgebung des jeweiligen Fixationspunktes richtet, und einem ‚subjektiven Lesertypus', der über den Text hinweg wandert, ‚überfliegt', ‚flüchtig' liest und ihn mit eigenen (subjektiven) Zutaten versieht, indem er das, was er objektiv nicht liest, vom Kontext her sich assoziierend einfinden läßt.

Nun ist es nicht so, daß der Autor einer sichtbaren Poesie sich den Seh-Lese-Vorgang nach Abschluß der Komposition willkürlich einstellen läßt, vielmehr organisiert er die Intensität dessen einzelner Sukzessionen.

Dies besorgt die Notation, indem sie die verschiedenen Grade der ‚Lesbarkeit', analog denen der ‚Sprachverständlichkeit', auskomponiert. Durch diese Lesbarkeitsgrade wird die Wahrnehmung geregelt, soweit das dem Autor überhaupt möglich ist, da sich ihm der mnestische Sprachbestand, die Lesebereitwilligkeit und Lesefähigkeit des einzelnen Seh-Lesers verschließen.

Die Komposition eines SEH-TEXTES ist weniger die eines verbalen Textes, als die des SEHENS, weniger die eines Objektes, als die seines sinnlichen Erlebens.

Das komponierte Sehen und Lesen bilden zusammen mit dem komponierten Text einen Erlebnisbereich, in welchem der Sehende oder Lesende (Sehen und Lesen verschmelzen hier ineinander) seine Komposition ausbildet; denn sehen und mehr noch lesen bezeichnen ein selektives Verfahren. So bewegt der Leser sich vom Gelesenen zu sich und wieder zurück; und durch diese Korrespondenz erst erfahren Text und Leser sowohl ihre Abhängigkeit voneinander, als auch ihre Autonomie, die daraus erwächst.

Das Kunstwerk, das erst im Mitvollzug durch seinen Betrachter zum Intendierten wird, hatte nämlich diesen zuvor längst schon in seine Konzeption geschleust.

All die Texttypen, die sich um den Begriff SEHTEXT ansammeln, hier ausführlich zu behandeln, ihre Voraussetzungen aufzuzeigen und ihre kompositorischen Möglichkeiten zu ermitteln verbietet der zur Verfügung stehende Platz. Seien sie daher nur rein informatorisch aufgezählt.

Den drei Stadien des Schreibens zufolge wird man zwischen SCHREIBTEXTEN, die sich der Lust am Schreiben verdanken, welches spontan Gestisches schafft, das keine über die puren Zeichen hinausweisende Mitteilung enthält (Sender und Empfänger sind hier nahezu identisch, da die Geste nur in sich selbst verliebt ist) und SCHRIFTTEXTEN unterscheiden, deren Elemente die von der Drucktechnik uns vorfabriziert zugespielten Zeichen der Einzelbuchstaben sind, deren Gestaltauszeichnungen die Kompositionen bestimmen.

Den Schrifttexten verwandt, wenn auch weniger makro-graphischen Kriterien verpflichtet, sind LESESTÜCKE. Texte vorwiegend begrifflicher Natur, die nur gelesen in all ihren Schichten sinn-voll werden, während dem Hören sich einige Schichten verschließen; Texte, die kaum in der Anlage akustisch kommunizierbar sind wie sie sich uns auf dem Papier eröffnen.

Da wir es mit der sprachabhängigen Schrift (im Gegensatz zur reinen Bilder- und Formelschrift) zu tun haben, darf nicht übersehen werden, daß einem jeden SEHTEXT zugleich Ansätze einer Hör- oder gar Sprechpartitur inne wohnen, weshalb J. Malcolm Brinnin rechtens vom ‚Weiß einer leeren Seite' als dem ‚visuellen Äquivalent des Schweigens' [7] im Bezug auf den ‚Coup de dés' von Mallarmé spricht, was von Mallarmé selbst in seinem Vorwort zu diesem Text ausführlich erläutert wird.

Natürlich werden die derartigen Textkonzeptionen zugrunde liegenden Tendenzen die Form des BUCHES verändern, das nicht länger mehr nur eine Aufbewahrungsstelle von Text sein wird. Dann wird die Konzeption des Buches dessen Format, Preis, Seitenzahl, Papier, Drucktypen, Pagination etc. allein zur Produktion verwenden; Bücher werden realisiert, zu denen mehr denn je die Realisation selbst gehört, die nun nicht mehr allein in des Autors Händen gelegen ist, sondern zu einem weit größeren Teil in den Händen des Verlegers und Herstellers, auf deren ‚mitschöpferische Tätigkeit' (Stockhausen) sie angewiesen sein wird. Für die Realisation dieses BUCHES wird der Autor nurmehr die Partitur liefern.

Auf die Möglichkeiten, die SEHTEXTEN im Film erwachsen, sei nur der Vollständigkeit halber hinverwiesen.

Als Arbeiten, welche die Zukunft schon haben beginnen lassen, seien unter SCHREIB-TEXTEN das ‚Poème-Objet' (1956) des Malers WINFRIED GAUL [8], unter SCHRIFTTEXTEN Arbeiten von FRANZ MON [9], unter LESESTÜCKEN einige Strukturen (am ‚augenfälligsten' die IV.) des Buches „Fa:m' Ahniesgwow" [10] und der „Geschichten von Yahud" [11] von HANS G HELMS genannt, die im einzelnen hier nicht näher analysiert werden können.

V

Auf Sehtexte folgen HÖRTEXTE. Ebenso wie sehen ist hören ein selektives Verfahren. Wenn hören sich auch nur in der Zeit ereignet, so lassen sich doch einige Voraussetzungen der Konzeption von Sehtexten auf die von HÖRTEXTEN übertragen.

Wenn sich auch Auge und Ohr als ‚zwei autonome Bereiche ergänzen' (Stockhausen), so läßt sich die Qualität eines HÖRTEXTES doch zu einem großen Teil danach beurteilen, in welch starkem Maße er im Hörer eine Erinnerung an Schriftzeichen oder eine Erwartung von Schriftlichem ausschaltet, wie sehr es ihm gelingt, daß „das zu Hörende hinter das Hören selbst zurücktritt" [12], im Gegensatz zum Hör-‚Spiel', welches das Hören hinter das zu Hörende treten läßt, weshalb man es auch nicht als eine akustische Literatur ansehen kann, deren Mitteilung nicht über die akustischen Klangphänomene begrifflich hinausweist.

Der Produzent von HÖRTEXTEN, der Tonband und Lautsprecher produktiv verwendet, ihre Gesetzmäßigkeiten in seine Textvorstellungen gerinnen läßt, sieht sich indes zwei Problemen konfrontiert. Reine Klänge, Töne, Geräusche können ohne Umweg direkt elektronisch erzeugt werden, Sprache nur in den seltensten Fällen, wo Klang und sprachliches Phonem nahezu identisch sind. „Elektronische Musik verwendet Tonband und Lautsprecher nicht länger zur Reproduktion, sondern zur Produktion. Die Hörer am Lautsprecher werden später verstehen, daß es sinnvoller ist, wenn aus dem Lautsprecher Musik kommt, die man nur am Lautsprecher und nirgendwo anders empfangen kann." [13] Ob jedoch die hörspielgewohnten Hörer später verstehen werden, daß es sinnvoller ist, wenn aus dem Lautsprecher nur Text kommt, den man nur am Lautsprecher und nirgendwo anders, im Buch etwa, empfangen kann, sei dahingestellt.

Demgemäß wird die Arbeit an elektro-akustischen Texten in zwei Gängen erfolgen, deren erster die Aufnahme von Sprache ist, die später erscheinen soll. So entsteht ein Material-Archiv. Hieran knüpft sich die Behandlung der einzelnen Materialien, die dann nach den exakten Anweisungen der Partitur zum Hörtext gebaut, geklebt, geschnitten etc. werden. „Es entsteht der reine Hörtext. Je mehr dieser freilich jegliche Semantik abstreift und gewissermaßen zum bloßen Klang tendiert, ordnet er sich musikalischen Kriterien unter und muß diesen notwendig standhalten." [14] Dieses Zitat markiert das zweite der beiden Probleme. Doch „man kann sagen: je mehr die lautklangliche Seite in einer Zeichenstruktur überwiegt, um so musikeigener ist sie; je mehr die wort-motivische Seite überwiegt, um so spracheigener ist sie; der Übergang ist fließend; und Sprache kann sich Musik, Musik kann sich Sprache nähern bis zur Aufhebung der Grenzen zwischen Klang und Bedeutung." [15]

Der Vielschichtigkeit der hörbaren Texte steht die Einschichtigkeit des Hörsinnes gegenüber, der im Auswahlverfahren nur eine jeweilige Formation zu bilden vermag. Das Auge kann in der Partitur einer ‚variablen Form' alle möglichen Realisationen simultan erfassen, während das Ohr sich nur der vergewissern kann, die gerade zur Aufführung gelangt.

Das Hören von Hörtexten setzt sich zusammen aus Kenntnisnahme und Wahrnehmung. Kenntnisnahme bezeichnet die bloße Aneignung dessen, was man hören kann, Wahrnehmung die kontinuierlich mithörende Reflexion, welche die Kenntnisnahme fortsetzt. Der HÖRER bewegt sich vom Gehörten zu sich und wieder zurück.

Im Moment des Innewerdens, was bereits den Beginn der wahrnehmenden reflexiven Verarbeitung mitmeint, ruft die lautsprachliche Äußerung im Empfänger dessen ständig wachsendes Sprachbewußtsein an; und verändert den Text behörend verändert er diesen. Da die sprachlichen (bisweilen naturalistisch-illusionistischen) Assoziationen eines jeden Hörers bei gleichem Text andere und vielleicht extreme sein werden, wird der HÖRTEXT höchstmöglich eine syntaktisch semantische Eindeutigkeit vermeiden, da deren Herrschaft sich sofort des Hörers bemächtigt, ihm sein Verhalten vorschreibt und ihm somit den Zugriff auf die Wirklichkeit des HÖR-TEXTES entzieht.

Eine ausführliche Darstellung der HÖRTEXT-Typen kann hier wiederum leider nicht erfolgen. Seien sie deshalb nur angedeutet.

Neben den elektro-akustischen HÖRTEXTEN gibt es solche, die sich artikulierend, koartikulierend, sprechend, vortragend und vorlesend aufführen.

Isoliert die Artikulation die einzelnen Laute und stellt sie gegeneinander, so zieht die Koartikulation sie zusammen, verbindet, vermischt sie und nähert sich so zeitweise der konventionellen Lautsprache [16].

Alle Ausdrucksmöglichkeiten des SPRECHENS kann der SPRECHTEXT einbeziehen. SPRECHTEXTE beschreiben keine Aktionen sondern sind selbst AKTIONEN des SPRECHENS; sind Ausschnitte eines immerwährenden innersprachlichen Sprechens, das ihrer Aufführung die Partitur liefert. Diese Aufführung ist an den Moment gebunden, ist einmalig und zeitigt eine nicht zu wiederholende Realisation. SPRECHTEXTE sind daher nicht reproduzierbar.

Der SPRECHER ist hier kein dem Komponisten ebenbürtiger Interpret, sondern ist Komponist und Interpret in einer Person zugleich, meint, zum gleichen Zeitpunkt, denn die Interpretation der innersprachlichen Partitur ist bereits die Komposition.

Ähnlich, wenn auch weniger autonom, ist der Prozeß des Vorlesens von VORLESETEXTEN ebenso zur Komposition gehörig, wie der in der Partitur verzeichnete verbale Text. Diesen VORLESETEXTEN liegt eine in allen Parametern exakt, soweit das sinnvoll ist, definierte Partitur zugrunde (in der berücksichtigt werden muß, daß lautes Lesen um ca. 50 % langsamer vonstatten geht als stummes) im Gegensatz zu den VORTRAGTEXTEN, die zwischen den experimentellen [17] Sprechtexten und den determinierten Vorlesetexten gelegen sind. Die Vortragspartitur enthält entweder nur verbalen Text oder Anweisungen zum Vortragen ohne Text, denn VORTRAGEN bezeichnet ja einen mitschöpferischen Akt, VORLESEN eher einen nachvollziehenden.

Abschließend sei auf Arbeiten hingewiesen, in denen einige der aufgezeigten Tendenzen hörbar werden. Vornehmlich und beinahe automatisch bieten sich Beispiele aus der Musik zum Zitat an.

Aus der Produktion der ‚musique concrète' sei „Vovalises" von PIERRE HENRY genannt; an elektronischen Kompositionen der „Gesang der Jünglinge" von KARLHEINZ STOCKHAUSEN, „Thema" (Omaggio a Joyce) von LUCIANO BERIO; an instrumentalen Kompositionen „Le marteau sans maître" von PIERRE BOULEZ und „Anagrama" von MAURICIO KAGEL.

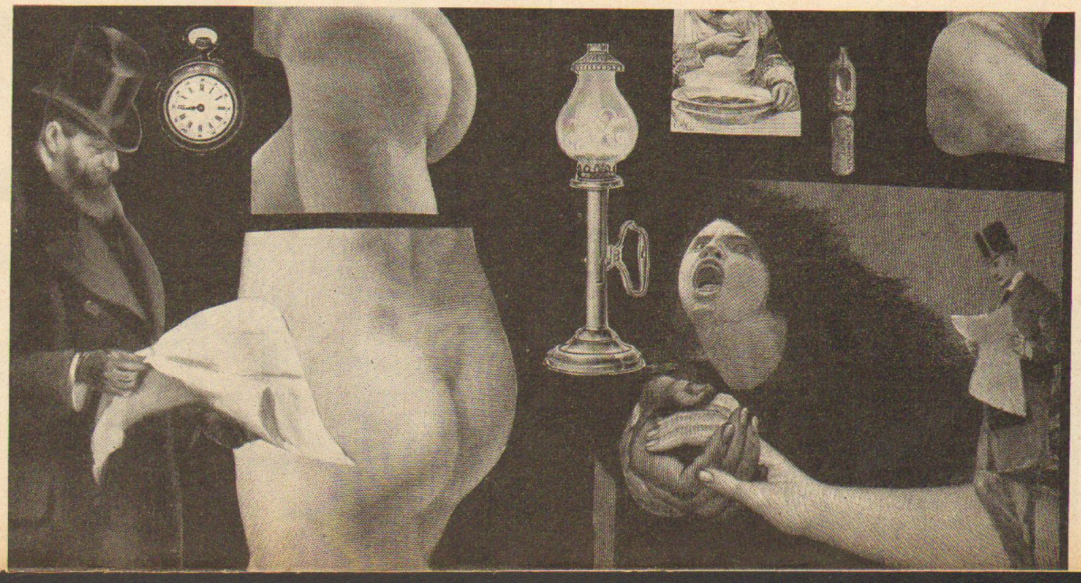
Von jüngst erfolgten literarischen Hervorbringungen lassen sich die auf Band fixierten Sprechverläufe von FRANZ MON anführen; die ausschließlich phonetischen (gegenüber den visuell angelegten) „Geschichten von Yahud" und Strukturen seines Buches „Fa:m' Ahniesgwow" von Hans G Helms, sowie dessen musikalischen Kriterien untergeordnete Komposition für vier Solisten „Daidalos". [18]

1 Diesem Text liegt ein umfangreicheres, noch unveröffentlichtes Manuskript zugrunde, aus dem er, gleichsam über es referierend, ab und zu wörtlich zitiert.
2 Walter BENJAMIN: ‚Einbahnstraße' S. 40, Suhrkamp-Bibliothek, 1955.
3 Walter BENJAMIN: op. cit. S. 45.
4 Karlheinz STOCKHAUSEN: „Struktur und Erlebniszeit", ‚die Reihe' Nr. 2. S. 69, Universal Edition, Wien 1955.
5 Rudolf SCHWEGMANN: ‚Experimentelle Untersuchung zur Lesbarkeit von Fraktur und Antiqua und von Groß- und Kleinschreibung', Göttingen 1935, Buchhandlung von Calvör, S. 1.
6 Manfred de la MOTTE: Vorwort zu ‚Peter Brüning – Handzeichnungen 1956 und 1958' S. 1, Michelpresse 1959, Düsseldorf.
7 John Malcolm BRINNIN: ‚Die Dritte Rose – G. Stein und ihre Welt', S. 145, Henry Goverts Verlag, Stuttgart 1959.
8 Publiziert in ‚Cimaise' Nr. 3, 4. Jahrg. Edition Cimaise, Paris 1957.
9 Vgl. „Artikulationen", Neske Verlag, Pfullingen 1959; weiterhin die großformatigen ‚synthetischen' Texte, die aus geschnittenen, gerissenen Zeitungen geklebt werden.
10 Mit einer vom Autor besprochenen Schallplatte (1), einem beigelegten Synchronisationsplan und einem Nachwort von G. M. KOENIG erschienen im Verlag M. DuMont Schauberg, Köln 1960.
11 Unpubliziert. Eine erste öffentliche Lesung fand am 27. Oktober 1960 in Köln statt.
12 Manfred de la MOTTE: „Cy Twombly", blätter+bilder Nr. 12, S. 71, Zettner Verlag, Würzburg 1961.
13 Karlheinz STOCKHAUSEN: „Elektronische und instrumentale Musik", ‚die Reihe' Nr. 5, S. 56, Universal-Edition, Wien 1959.
14 Gottfried Michael KOENIG: „Tendenzen der heutigen Dichtung", magnum Nr. 30, Verlag M. DuMont Schauberg, 1960.
15 Karlheinz STOCKHAUSEN: „Musik und Sprache", ‚die Reihe' Nr. 6, S. 53, 1960.
16 Vgl. Carlfriedrich CLAUS: „Klangtexte – Schriftbilder", nota Nr. 3, München 1959, S. 13–14.
17 John CAGE: „Was ist das Wesen einer experimentellen Aktion? Eine solche ist schlicht eine Aktion, deren Ergebnis nicht vorausgesehen wird." aus: Darmstädter Beiträge zur Neuen Musik II, S. 48, B. Schott's Söhne, Mainz 1959.
18 Die Sprachkomposition von HELMS wird mit einer instrumentalen Komposition von Hans OTTE verknüpft, behält jedoch einen separaten Charakter, wie das Instrumentalstück auch.

ROR WOLF

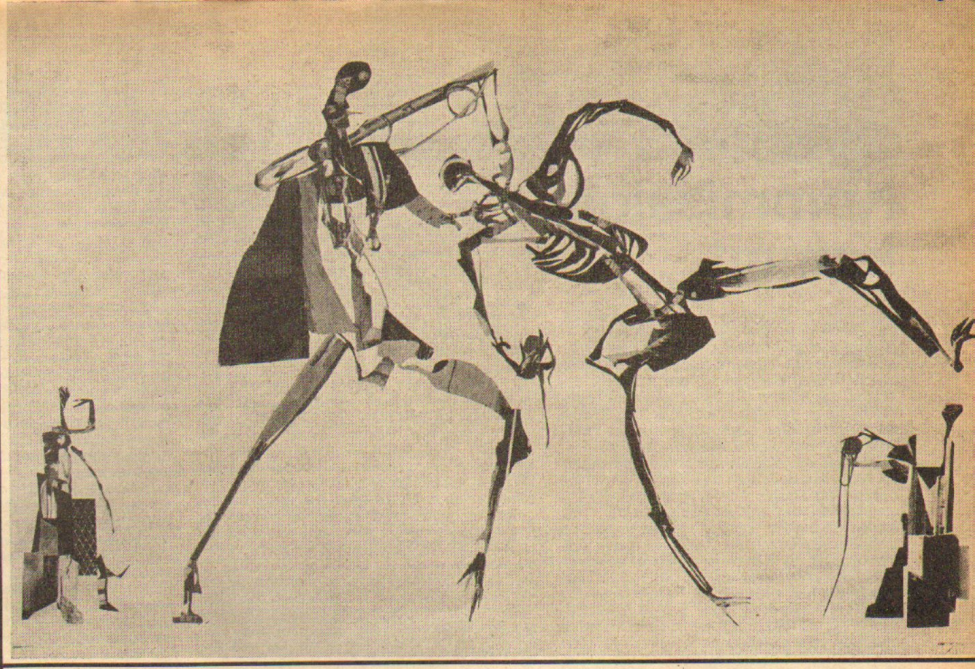
Die große Kommission kommt

Im Zimmer im Bett unter der Bettdecke wo weder Sonne noch Mond scheinen am Abend im Hintergrund auf Grund einiger Vorgänge am Abend acht Uhr. Zu den Geräuschen der Küche, das Knirschen der Ofentür, das Klappern des Topfes, das Rühren des Schöpflöffels im Topfe, das Knacken des Holzes im Feuer, das Rücken des Küchenstuhles, das Aufklappen des Küchenschrankes und das Zuklappen des Küchenschrankes, das Wallen der kochenden Suppe im Topf, das Bedecken des Topfes mit einem Deckel, das Husten meiner Frau, der Gesang meiner Frau, das erneute Husten meiner Frau, kamen Geräusche von der Treppe, in die wie eine Gabel viermal das Anschlagen der Türglocke stieß. Es war einen Moment, als käme nicht nur die Kommission, sondern mit ihr alles was Beine hat, alles was Hut und Kragen hat und Lust auszugehen die Treppe hinaufzugehen. Erst kam Brömel, nach ihm kamen Courtz und Beer die riefen, jetzt kommen wir jetzt kommen wir mit Sachen zum Aufschließen zum Aufmachen zum Aufmachen ah hier kommen wir kommen hoch diese Treppe am Geländer mit Cigarren in der Hand im Mund im Etui und groß auf dem Buckel die Pflicht, danach, schweigsam, kamen Siebzehnrübl, Brökel, Wobser, Schlötzer und am Schluß am Ende hintendran kam Durmhut mit der Fahne. Ich war etwas bettlägerig, hatte die Decke über die Ohren gezogen, es war mir warm und ich sagte, wohl heraus aus einer vorangegangenen Überlegung, Frau, mir ist warm, hole deshalb etwas zu trinken, hole das Eingemachte, ich will mich erfrischen. Meine Frau ist willig und wie sie in ihrer Schürze ging, rief sie, noch auf der Schwelle, gerade hatte ich mich aufgerichtet, Mann, da kommt die Kommission. Ich, im Bett, mit der Mütze der Nachtmütze und meine Frau, mit den guten Augen, mit der schönen Schürze, aber auch mit Halsweh, mit Migräne, mit den kleinen gelegentlichen Aufschreien, die über den Tisch zu mir herüberdringen, die von Schmerz handeln, in der Seite, im Leib, im Kopf oder in der Brust am Anfang der Nacht, die schwarz und gesträubt hereinbrach, als die Kommission kam. Mann, rief meine Frau, sie ist schon auf der Treppe. Ich, noch im Bett, eingewickelt in die Decken, schläfrig, schläfrig, wie die Nacht kam, sie kam bellend hündisch, die Kinder schrien und versteckten sich bei mir, ihrem Vater. Und durch die Türe, die an sich mit ihren Pfosten den Weg frei macht hinaus, drängten sich, einer den anderen zurückstoßend, einer den anderen am Ulster zurückziehend, einer nach dem anderen, doch alle auch ein wenig zugleich, völlig bekleidet mit ihren Festtagsanzügen, Cigarre rauchend oder diese in Brand setzend Brömel, Schlötzer, Durmhut, Wobser, Beer, Brökel, Siebzehnrübl, Courtz. Ich, auf dem Bett sitzend oder schon mit einem Bein aus dem Bett, die Hose ergreifend, Hemd und Kragen ergreifend, die Strümpfe ergreifend, die Schuhe und am Ende den Hut ergreifend, ergreifend und anziehend, überziehend, aufstülpend, erhob mich vom Bett, trat einige Schritte vor, weiter hinein in diesen Raum, kurz darauf aber wieder ein Stück zurück, denn durch die Türe herein kamen abends in ihren Überziehern, mit den Hüten auf den Köpfen, alle oder die meisten mit brennenden in Brand gesetzten Cigarren, viele Herren, bewegten sich auf mich zu, der erste stand schon an meiner Brust und deutete mit dem Finger auf meine Brust, mit dem er, wobei zwischen dem nächsten Finger und einem anderen Finger der gleichen Hand die Cigarre saß, mich, eilig angezogen, noch den Hosenlatz offen, den Kragen offen, die Schuhsenkel offen, immer weiter, eins nach dem anderen, immer weiter zurückdrängte, in die Richtung meines Bettes, von wo ich gekommen war und wohin ich wieder kam, hineinkroch zwischen die Decken, wo es immerzu Nacht war, wo weder Sonne noch Mond hineinschienen, wo ich, eingepuppt oder halb aufgerichtet, mit meiner Mütze saß wie gestern abend, wie an dem Abend vor gestern abend, als ich, weil es kalt war, zitternd ins Bett gekrochen war, mich unter den Decken verkrochen hatte, mit den Zähnen klappernd, mir die Hände reibend und sie erst zwischen die Schenkel und dann in die Hosentaschen steckend meiner Frau zurief, Frau oder etwas in dieser Art, ich brauche etwas, das mich wärmt, mir ist kalt, ich brauche Wärme, siehst du nicht wie dieser große dicke Körper friert, bringe deshalb heiße Suppe vom Herd, bringe den Wärmstein. Darauf ging meine Frau. Ich hörte sie in der Küche mit den Kindern flüstern, hörte das Geräusch des Schöpflöffels im Suppentopf, erst schwabbend dann am Boden kratzend und das Geräusch der Suppe, wie sie vom Topf durch den Schöpflöffel auf den Teller gebracht wurde. Darauf erschien meine Frau in der Tür, den Suppenteller vor sich hertragend schritt sie auf mich zu; hinter ihr sah ich die Küche, Herd und Suppentopf auf dem Herd, über dem Herd nebeneinanderhängend Tiegel Kuchenform Bratpfanne Reibeisen Schöpflöffel, unter dem Herd meine Schnürschuhe, die Schnürschuhe meiner Frau, die Schnürschuhe meiner Kinder, neben dem Herd links der Eimer, neben dem Herd rechts nichts, nichts; hielt mir den Suppenteller vor die Brust und stieß mir den Löffel mit der Suppe in den Mund. Mir wird schon wärmer, sagte ich zu meiner Frau. Darauf brachte sie mir Teller um Teller, kam mit dem Teller, ging mit ihm und brachte einen neuen, voll mit frischer Suppe, die wie Fischsuppe schmeckte, ach sagte ich ach mir wird warm. Darauf schürte sie das Feuer von neuem, ließ die Suppe kochen, ich sah durch die geöffnete Türe, wie sie Wasser in den Kessel goß und Fischmehl schüttete, Gewürze Gewürze und Schmalz, wie sie Wasser in den Kessel goß, wie sie rührte rührte mit dem Schöpflöffel und diesen um zu kosten an den Mund hob, den Kopf in die Höhe hob und kostend schmatzte und von neuem den Teller füllte, ihn hochhob mit ihren rötlichen Fingern, ihn vor sich her zu mir ans Bett trug, ich, bettlägerig, hatte mich aufgesetzt im Bett, hatte mir ein Tuch vorgebunden und aß, nachdem ich auf den Löffel geblasen hatte, diese Suppe schlürfend, die wie Fischsuppe schmeckte, die sie in immer kürzeren Abständen brachte, es war ihrem Geschmack nach Fischsuppe, bis sie plötzlich, mit einem neuen Teller in den Händen auf der Schwelle halt machte und sagte, die Kommission kommt. Ich hatte kaum Zeit um zu hören, da war sie schon, Brömel war der erste, er stürzte ins Zimmer, atemlos, auf mich zu, ich hielt den Löffel noch in der Faust, zwischen Teller und Mund auf dem Wege vom Teller zum Mund, als Brömel kam, in großer Eile kam er, sein Mantel wehte hinter ihm her, mit ihm kam Kühle des Abends von der Straße, kam winkte von Ferne mir, der im Bett saß, setzte sich an den großen ausgezogenen Tisch, stopfte die Serviette in den Kragen und meine Frau in ihrer besten Schürze, die Haare aufgesteckt, brachte einen Teller für ihn, schon war Brömel über der Suppe, hatte den ersten, den zweiten und den dritten Teller geleert, da kamen erst die anderen, alle keuchend und außer Atem, Schlötzer, Beer, wie fällt es mir ein, Courtz, Durmhut, der die Fahne eine Art Fahne trug, Siebzehnrübl, Brökel, Wobser, Wobser war der letzte. Alle setzten sich nun und meine Frau brachte ihnen die Suppenteller, auch ich bekam noch Suppe, heute abend ist Suppe da soviel sie wollen, sagte meine Frau, ich sagte vom Bett her, essen sie es ist Suppe da, Brömel sagte, wir lassen uns nicht nötigen, Beer sagte, es schmeckt es schmeckt, Wobser sagte, wir sind lange gelaufen und hungrig, Durmhut sagte, Hunger Hunger, Courtz sagte, noch Suppe, Siebzehnrübl sagte, es schmeckt nicht, Brökel sagte, nein es schmeckt nicht, Schlötzer sagte, es schmeckt nicht, doch, sagte Brömel, es schmeckt. In dem Raum stand im Hintergrund auf seinen vier Füßen das Bett. Das Bett. Das Bett war mannsbreit und war mannslang, wenn ich daran zurückdenke, ich lag im Bett oder auf dem Bett oder saß im Bett oder hatte, wie um aufzustehen, schon ein Bein auf dem Boden oder beide Beine oder lag überhaupt nicht sondern stand neben dem Bett oder auch nicht neben dem Bett sondern an der Tür zwischen den Türpfosten auf der Schwelle oder nein stand nicht an der Schwelle sondern kam oder ging jenachdem, ich kam. Ich, ankommend von draußen, Türe um Türe aufstoßend, die erste Türe, die zweite Türe und die dritte Türe aufstoßend, den Hut abnehmend, hörend wie meine Frau in der Küche rief, Mann, diese Schwierigkeit, meine Frau zu verstehen, die mit ihrer hohen Frauenstimme, von schnell eingefügten Schreien durchbrochen, unter ihrer auf den Mund gelegten Hand hervor ruft, Mann, von weit her trifft ihre Stimme auf mein Ohr, es hat den Anschein, als stünde meine Frau nicht in der Küche, sondern weiter weiter, im Klosett, in der Badestube oder weiter, am Ende der Wohnung, das ich, vom Bett aus nicht sehen kann und das ich auch jetzt, angekommen zu Beginn dieses Abends und durch die Tür gekommen, nicht sehe, hörend meine Frau, diese in ihrer Schürze, die sagt, Mann, gerade war die Kommission da und ging gleich wieder, den Hut noch in der Hand haltend, zögernd ihn an den Huthaken hängend, meine Frau hörend die sagte, bevor die Kommission zu sehen war, war ihr raschelnder Atem zu hören, das starke Geräusch ihrer Füße, das wie rollende Kartoffeln die Treppe hochkam, den Hut an den Haken hängend, ausziehend was auszuziehen war, anstelle des Hutes die Zipfelmütze auf den Kopf setzend, ins Bett ins Bett hüpfend, hörend wie meine Frau sprach, Mann ach Mann in diesem Moment kommst du wo es zu spät ist, hörend was meine Frau sprach, kriechend unter die Bettdecke, unter der es Nacht war, wo weder Sonne noch Mond schienen, hörend meine Frau die sagte, du du ich habe etwas auszurichten Mann es ist noch nicht lange her die Tür ging auf diesen Abend und herein kamen, der Größe nach, jeder auf seine Weise, mit den Händen winkend und an ihren Cigarren saugend, Beer, Courtz, Siebzehnrübl, Schlötzer, Wobser, Brömel, Brökel, Durmhut, hörend meine Frau mit ihren rötlichen Händen und Füßen, mit ihren Siebensachen, meine Frau mit ihrer Stimme, die bis unter die Bettdecke kommt, die sagte, mit der frischen Schürze und der frischen Haube, sagte, am Herd im Topf die Suppe rührend, lieber Mann, es war acht Uhr, richte dich auf im Bett, die Suppe ist fertig. Die ikonische Struktur dieser Wand des Treppenhauses als ich hochkam, und an der ich, um mich zu orientieren, mit den Fingerspitzen entlangstrich, Buckel und Brusterhebungen, rauhe Gesäßformen, Beulen, tiefe Rinnen und Einbuchtungen, Löcher wie Nabels und mythische Kröpfe, der Geruch nach Fisch im Treppenhaus, der Geruch nach Pfannkuchen, nach gebratenen Blut- und Bratwürsten im Treppenhaus als ich hochkam am Abend und mit dem Schlüssel, indem ich ihn tief ins Schloß trieb, die Tür öffnete. Diese wenigen Schritte von der Tür des Flurs zur Tür des Zimmers, wo mein Bett stand, waren schnell getan, waren schnell getan, eins zwei drei stellte ich meinen Schirm in den Schirmständer, hängte ich meinen Hut an den Huthaken und rieb, wie es meine Angewohnheit ist, die Hände. Ich sah mich im Spiegel in der ganzen Größe und Breite des Spiegels, wie ich den Hut an den Haken hing, den Schirm eins zwei drei in den Schirmständer stellte, sah im Spiegel wie ich lächelnd infolge guter Laune, an meiner Hose rückend, weiter und weiter, weiter hineintrat und schon ans Bett dachte, das gelenkig, geöffnet wie eine weiße Tasche im Hintergrund den Schläfer wünschte, sah auch, wie rund herum um den Tisch, der die Form der Scheibe hat, Herren aus ihrem Etui Cigarren nahmen, sie in Brand setzten und an den Mund setzten und in langen Zügen den Rauch herausbliesen. Der erste trat auf mich zu, guten Abend, ich habe viel versucht, sagte der erste, noch mit der Bartbinde, ich habe beispielsweise den obersten Hosenknopf zu schließen versucht, er trug noch die Bartbinde, es war am Abend, ein mißglückter Versuch, na ihnen liegt nichts daran. Der zweite sagte, der zweite war dicker als der erste, sehr behäbig, redegewandt, mit einer blauen Mütze, er hielt meine Hand fest, freundlich, nickte mir dauernd zu, umarmte mich, wobei er das Gesicht abwendend sagte, ihr Atem stinkt, das ist ein unerhörter Gestank. Der dritte, größer als der erste und der zweite, ebenfalls bärtig wie der erste aber auch dick wie der zweite, sagte und bot mir eine Cigarre an, die phallisch in seinem Etui lag, versuchen sie einmal diese Marke, würzig und mild, sie kostet sechzig das Stück, machen sie keine Umstände. Der vierte sagte, während er im Zimmer auf- und ablief, Mütze die Mütze die Mütze die Mütze. Der fünfte, mit einem Blick auf den vierten sagte, seiner Beschreibung nach hat die Mütze eine gewisse Ähnlichkeit mit der Mütze des zweiten und wenn es nicht in Wahrheit dieselbe Mütze ist, so ist sie dieser doch zum Verwechseln ähnlich. Der sechste sagte, anfangs am Anfang erstmals vom Anfang bis zum Ende denk mal an los los. Der siebente sagte, er preßte die Hände auf den Leib und sagte, er riß mit dem Ausdruck des Schmerzes die Augen auf und sagte, er beugte sich weit nach hinten und warf sich dann mit seinem ganzen allerdings geringen Gewicht nach vorn, über die auf den Leib gepreßten Hände und sagte, ah. Der achte, ein kleiner Mensch aber dabei korrekt gekleidet, er machte einen vornehmen Eindruck, sagte, indem er, auf den Schuhspitzen wippend, mich, der im Bett lag, auf dem Kopf die Nachtmütze trug, anschaute, also dort stecken sie lieber Mann, sie sind kaum zu erkennen. Draußen fiel der Regen auf die Straße, ich sprang schnell in den Hausflur und hörte, wie der Regen schwer auf die Straße klopfte, in diesem Moment sprang Brömel in den Hausflur, wir stiegen die Treppe hinauf und ich, als ich mich umwandte, sah, wie Siebzehnrübl in den Hausflur sprang, er troff vom Regen, nach ihm, ebenfalls triefend, sprangen Beer, Durmhut und Schlötzer in den Hausflur. Ach, sagte ich, deutete auf Courtz, der triefend in den Hausflur sprang, es regnet noch, es will nicht aufhören, während ich dies sagte, Brömel nickte nachdenklich, sprang triefend meine Frau in den Hausflur und kurz darauf Wobser und Brökel. In diesem Moment öffnete Brömel den Mund und begann zu rufen, weiter hinauf höher und höher oh wo wird es hinführen wo ist das Ende wer weiß es wer weiß es wo ist Schluß oh wo oh möge es Schluß sein, aber bevor er noch am Schluß war, standen wir vor der Korridortür. In diesem Moment schrie auf der Hälfte der Treppe meine Frau, der Hund der Hund, als ich mich umsah sah ich, wie meine Frau mit einem schwarzen Klumpen in den Händen, der der Hund sein konnte, mit schreiendem Gesicht, wobei sie durch die Nachdrängenden an das Geländer gedrückt wurde, der Hund schreiend, wieder hinablief, unten durch die Tür verschwand, vor der es noch regnen mochte, triefend wieder hereinkam und von neuem die Treppe hochstieg, die Hände dieses Mal frei, mit deren Hilfe sie mir zuwinkte, mir Handküsse zuwarf und, noch bevor sie die Hälfte der Treppe heraufgekommen war, die Hutnadel aus dem Hut zog, das Hutband löste und den Hut vom Kopf hob, ihn wie einen Suppenteller vor sich herzutragen. Mit ernstem Gesichtsausdruck hatte Brömel diesen Vorgang verfolgt, war dann mit einem rauschenden Atemzug in die geöffnete Wohnung hineingetreten, wo schon im Hintergrund das Bett stand, aufgeschlagen und bereit einen Schläfer aufzunehmen, der ich sein konnte. Ich hatte, nachdem ich erwacht war, aus dem Fenster gesehen und sah das Fenster des nächsten Hauses und darin gespiegelt ein drittes und ein viertes Fenster. Was was was, sagte ich in meinen Patschen, trat zurück vom Fenster, meiner Frau entgegen, die auf mich zukam, mir mit ihren Fingern Zeichen machend, daß es nun zu essen gäbe, setzte mich, darauf kömmt es an, setzte mich, langte zu und stopfte hinein was ich konnte und sah dabei, wie meine Frau ihre Gabel mit einem Brokken Fleisch zum Munde führte, die Hand mit der Gabel wieder auf den Tisch legte, plötzlich aber mit großer Geschwindigkeit beide Hände zum Munde führte und sie auf den Mund preßte, wobei ihre Frisur sich öffnete, dann eine Hand vom Mund hinab auf den Leib führte, die andere Hand aber auf dem Mund liegenließ, beim Hinunterführen der Hand vom Mund zum Leib platzte durch die Geschwindigkeit des Vorgangs die Bluse meiner Frau auf, darum nahm sie die noch auf dem Mund liegende Hand und führte sie zu der mit einem deutlichen Geräusch aufgeplatzten Bluse, zwischen deren Rißstellen ich Fleisch und einen Teil der Brustwarzen sehen konnte, darüber deckte sie die Hand, führte dann die auf dem Leib liegende Hand hinauf zum Mund, würgte eine Weile, wobei sie die Augen weit aufriß, griff dann hinein in den Mund und beförderte jenes Stück Fleisch, das zu Anfang dieses Vorgangs mit der Gabel hineingebracht worden war, wieder heraus und legte es auf den Teller der auf dem Tisch stand. Ich sah nichts besonderes an diesem Stück Fleisch, für mich war es wie alles Fleisch, es war groß und braun und feucht vom Speichel meiner Frau, es sah wohlschmeckend aus. Nach dem Essen, wir hatten uns erhoben, lief meine Frau um Nadel und Faden, den Riß ihrer Bluse zu flicken, ich, schläfrig, lief zum Bett, schlug die Bettdecke zurück und sprang, während die Türglocke anschlug, ins Bett hinein, wobei im gleichen Moment die Stimme meiner Frau von ihrer Näharbeit her wie eine Nadel in mein Ohr drang, dort kommt groß die Kommission atmend die Kommision Brömel Schlötzer mit der Fahne Durmhut mit der Fahne abends die Kommission mit Atemzügen Courts Courts saugend an den Cigarren phallisch zwischen den Lippen der Kommission Siebzehnrübl vor der Türe kommt in das Geräusch der Suppe kommt atmend am Abend die Kommission in die Klingel die wie eine Gabel kommt viermal hinein die Kommission



Collage von Roul Tranchirer

skurriles ballett

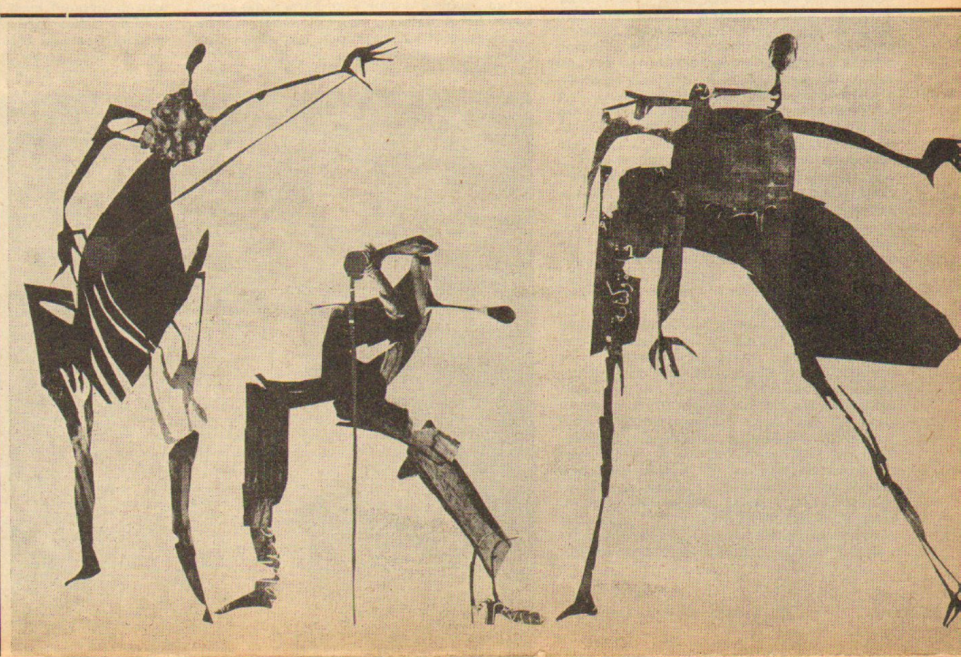


collagen sind klebebilder. collagen sind geklebte bilder, die klebebildner oder collageure glauben an die freien assoziationen und an die gelenkte kombinatorik. die definition von kurt schwitters, dessen merz-kunst in die annalen der collage gehört, lautet: „bild, bestehend aus wesensfremden bestandteilen zum kunstwerk vereinigt durch kleister, nagel, hammer, papier, stoffetzen, maschinenteile, oelfarben, spitzen etc." der spielfreudige, kombinierbegeisterte meister kommt in dieser definition zu kurz. auf ihn kommt es einzig an, damit etwas sinnvolles geklebt werde. auch der Wind — haha, die banausen — kann jenes rohe material des klebebildners zu einem beziehungsreichen zufallsbild in der gosse zusammenfegen. der umsichtige bastler von collagen verläßt sich nicht auf den zufall, auf das wahllose finden in mülltonnen und auf dachböden. er kann sein ausgangsmaterial suchend wählen, zurechtstutzen, präparieren, färben, bleichen, dehnen, schrumpfen, knittern, durch den dreck ziehen, bespucken, pökeln, kochen, tiefkühlen, bekritzeln, beschaben, beschmieren, verraten. dem material ist das alles gleich wurscht, es hat mit kunst nichts zu tun. die kunst stellt sich erst ein, und dann meist schnell wie nach klistier, wenn der collagemann den monteurkittel anzieht, arrangiert, probiert, fragmente aufklebt, endgültig verfügt, drei meter wegtritt, werkstück verkniffenen auges anvisiert und es für gut befindet. einer idee, einem traum, ist buchstäblich durch verkünstlichung des kehrichts zum leben verholfen. collagen sind impromptus einer heiteren kunst.

nierhaus + estenfelder sind maria nierhaus und c. m. estenfelder, sind strenge geister, spezialisiert auf das stilreine „papier collé", das klebebild aus zeitungs-ausschnitten und vorgefertigten papier-elementen. die beiden jungen frankfurter haben eine vorliebe für alles theatralische, gestische, hanswurstige, spielerisch-tänzerische und karl valentinische. die mobile technik der collage führt bei nierhaus + estenfelder zu spindeldürren, gerippigen und „graphischen" figurengruppen, die am höhepunkt einer expressiven bewegung erfaßt sind: marionetten, seiltänzer, balletts. darin ist häufig hinterlistiger humor, gelächter ohne befreiung, lachendes und weinendes auge dicht beisammen. auch dies ein ergebnis der klebetechnik, die heterogenes kombiniert, daß die verschiedenen gefühlsmomente, mit denen das vereinzelte ausgangsmaterial je besetzt ist, sich zu einer figuration der komplexen emotionen zusammenfügen, in welcher das groteske und das tragische, komik und ironie ineinander übergehen.

hanno reuther

nierhaus + estenfelder



DISKUS in Frankfurt

Abstimmungen

„Über diese zu veranstaltende Abstimmung erhebt sich eine Debatte. Schlußantrag zur Debatte. Dringlichkeitsantrag vor dem Schlußantrag. Gegenantrag. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann debattieren sie heute noch."
(Tucholsky)

Die erste Sitzung des Parlaments am 17. Mai zeigte wieder einmal, worin der tiefere Sinn von Geschäftsordnungen liegt. Diese sind nicht dazu da, die Geschäfte zu ordnen, sondern für ordentliche Beschäftigung zu sorgen. Denn was tut man, wenn statt sachlich-harter Gegensätze nur kleine Antipathien herrschen und der AStA die hauptsächliche Arbeit leistet? Man ruft: Zur Geschäftsordnung! Dann spalten sich die Pragmatiker („Wir wollen auf dem Teppich bleiben!" „Wir müssen endlich zu einem Ergebnis kommen!") von den anderen, die solange mit Paragraphen werfen, bis einer hängenbleibt. Dann steht ein älteres Semester auf und erklärt, was heute an jeder Oberschule im Sozialkundeunterricht gelehrt wird, daß nämlich die Exekutive nur ausführendes Organ sei und eine erfolglose Wahl nicht verlängert, sondern wiederholt werden müsse.

Unter diesen Umständen braucht das Parlament 2 Stunden, um seinen Präsidenten im Amt zu bestätigen. Zunächst hat Agi Lampertsdorfer mit bewegenden Worten Abschied genommen: „Wenn ich heute aus diesem Amt hier scheide . . . Es gab manche Unschönheiten, aber . . . Ich war stolz, hier Parlamentspräsident . . . Jede menschliche Arbeit ist eben subjektiv." Kandidatenliste, endlose Personaldebatte usw. usw. Es ist ungemein spannend, wie die Kandidaten umfallen und wieder aufer-stehen, je nach den letzten Informationen aus den Wandelgängen. Ein Herr Bergmann wird vorgeschlagen, der sich schließlich als nicht-existent erweist. Halluzination eines verzweifelten Parlamentariers? „Wir müssen mit Gottes Hilfe endlich einen Präsidenten finden." Agilolf siegte im dritten Rennen. Der Toto zahlte – aber nein, wir befinden uns ja nicht beim Pferderennen, obwohl die Hindernisse auch sehr groß sind.

Nach dem dramatischen Ereignissen der Präsidiumswahl durfte sich das Parlament beim Tätigkeitsbericht des AStA-Chefs erholen. Hartmut Rotter, der gerne und sicher nicht ganz zu unrecht ein wenig ironisch das „Hohe Haus" apostrophiert, brachte die alten leidigen Themen: Studentenwerk, Darlehenskasse und Hochschule für Erziehung zur Diskussion. Der Wunsch war dabei Vater, als sich Rotter verhaspelte, in Wiesbaden seien „die politischen Überlegungen der Vernunft gewichen". Zu schön um wahr zu sein. Einige Parlamentarier verlangten denn auch sofortige „Kampfmaßnahmen", andere Abwarten und Tee trinken: mit dem Minister versteht sich, der sich dabei immer sehr aufgeschlossen zeige. Immerhin wurden drei Resolutionen angenommen und ein Ausschuß gebildet, der sich mit der Darlehensfrage befassen soll. Apropos: ein Essen gab es natürlich auch und es darf nicht vergessen werden, weil es mit das Genießbarste an diesem Abend war.

Als die Geisterstunde herannahte, hörte man erstmals ein lautes Gepolter. Beide Stellvertreter des AStA-Vorsitzenden hatten schon ihren Rücktritt eingereicht, dennoch wurde der eine in schärfster Form von einem Titelaspiranten angegriffen. Nun begann wieder das erregende Schauspiel einer Wahl, Zuschauer und Beteiligte in den Bann zu ziehen. Die Herren Marx und Scharnagl werden dem AStA-Chef in diesem Semester zur Seite stehen. Ja, und dann zieht sich die Sitzung über die Wahl eines Vertreters beim Schnelldienst, dessen Geschichte von den Anfängen bis zur Neuzeit auch noch vor dem Parlament ausgebreitet worden war, zieht sich . . . Als der letzte Tagesordnungspunkt: „Anfragen aus der Öffentlichkeit" schließlich erreicht ist, liegt das, was man unter Öffentlichkeit zu verstehen hat, schon längst im tiefstem Schlaf. rd

Zuschrift: Reisen

Ich glaube, es ist notwendig, zu Ihrem Bericht „Misere im Auslandsreferat" korrigierend Stellung zu nehmen, zumindest soweit er das Reisereferat betrifft. Ich beschränke mich deshalb, weil ich im Moment nur dort mitarbeite.

Die Kritik des Verfassers cc mag zum Teil begründet sein, zum Teil aber scheint sie mir gegenstandslos. Im argen findet der Kritiker vor allem das Prinzip der Studienreise: sie müßte gerichtet sein auf geistigen Gewinn für den teilnehmenden Kommilitonen, das heißt, „mit dem Ausland vertraut machen", den „Horizont erweitern" und zwar über die „Damenwelt und die Alkoholsorten" hinaus. Dazu seien eine entsprechende Vorbereitung und befähigtere Reiseleiter notwendig.

Darüber läßt sich reden. Einigen wir uns also so, daß wir für unsere Reisen ein gewisses Minimal-Niveau verlangen: Erstens, die Kultur-, Sozial- oder sonstwie geartete Geographie muß richtig anvisiert und zweitens – möglichst reichhaltig erschlossen werden; zum zweiten Punkt kann sicher der Reiseleiter helfen.

In erster Linie aber hängt der Gewinn für den Einzelnen vom Einzelnen selbst ab. So sehr der Reiseleiter gut informiert sein sollte (ich halte es für möglich, daß der Chronist in unserem Betrieb Fehlanzeigen finden konnte), so wenig sollte man seine Teilnehmer auf geistige Gefolgschaft ausrichten wollen. In praxi: das Reisereferat bietet die Möglichkeit ein Stück durch die Welt zu kommen. Und wenn der Reiseteilnehmer nicht weiter kommen will als zum „billigen Vergnügen", dann soll er doch; wie will man ihm das nur verwehren? Daß aber die vom AStA organisierten Reisen von vornherein auf diese billige Vergnügung angelegt sind, ist eine grundlose Vermutung.

Ansgar Quabius, AStA-Reisereferat

Delp-Haus mit Bar

Beethovenstraße 28 – 5 Minuten von der Universität

Das Klubhaus steht allen Studierenden der Universität von 10 bis 18 Uhr offen.

Foyer (Treffpunkt) - Spielzimmer - Räume für Diskussion, Lektüre und Studium - Rauch- und Zeitungszimmer - Musikzimmer - Studentinnen-Tagesraum - Gartenterrassen - Zeitschriften- und Lexikabibliothek - Hauskapelle

Die **Bar** im Souterrain ist werktags außer samstags von 22 bis 24 Uhr geöffnet.

Humanität

Unter der locker brüchigen Oberfläche des akademischen Bewußtseins schwelt oftmals unkontrollierbare Grausamkeit, die das humanistische Bildungsideal nicht unter Kontrolle zu bringen vermochte. Menschlichkeit fällt hier in die Abhängigkeit von der Emotion, und was Emotionen zur Folge haben können, wenn mehrere Mitteleuropäer – besonders deutscher Nationalität – sich engagieren, ist uns zu Genüge bekannt.

Es begab sich unlängst vor den Toren der Universität, daß sich etliche hundert ältere oder jüngere Semester, die die Sonne aus Hörsälen und Mensen getrieben hatte, daran ergötzten, einen alten hirnverletzten Mann zu quälen, den der Zufall in diese Arena der Primitivität geführt hatte.

Der Mann war geistesgestört, nicht betrunken, und als er sich, provoziert durch das Gelächter der Spectatoren, denen die Freude in den Gesichtern stand, die Öde des Tages durch dies besondere Ereignis bereichert zu wissen, auszuziehen begann, glich das Bild immer mehr jenen makabren Szenen, in denen harmlose Bürger, verführt durch die Demagogie des Gefühls, beginnen ebenso harmlose Mitbürger zu quälen, Steine zu werfen, nur weil die unglückseligen Opfer ihres Hasses nicht den augenblicklich gültigen Normen entsprachen.

Der alte Mann zog sich aus, nur manchmal zuckte der Körper in seltsam scheinenden Verrenkungen, verzweifelte Versuche eines Menschen, die harte Glasur der Verletzung zu durchbrechen, die Ahnung des schäbigen und widerlichen Spiels, das der akademische Pöbel mit ihm trieb.

Es erfüllt den Chronisten mit Scham, daß er nicht den Mut besaß, die Menge der „circenses"-süchtigen Studenten auseinanderzutreiben. Der Vertreter des AStA erntete, als er dies versuchte, das Buhgeschrei derer, die sich um ihr Spektaculum betrogen glaubten. sirius

kurz notiert

Delegiertenrat des VDS

Am 18./19. Mai tagte in Bonn erstmalig der von der letzten Mitgliederversammlung des VDS an Stelle der Delegiertenkonferenz eingesetzte Delegiertenrat.

Beratungsgegenstand waren gesamtdeutsche Fragen, die internationalen Beziehungen des VDS und Hochschulprobleme. Die Konferenz bedauerte die schlechten Ergebnisse der letzten Solidaritätssammlung für die mitteldeutschen Kommilitonen. Eine weitere in diesem Semester geplante Sammlung zugunsten einer studentischen Hilfe für die Entwicklungsländer soll dank guter Vorbereitung erfolgreicher verlaufen.

Es besteht Aussicht, daß die VDS-Kommission, die Vorschläge für die Gestalt neuer Hochschulen vorlegen soll, noch in diesem Semester ihre Tätigkeit beginnen wird, auch wenn die Finanzierung noch keineswegs gesichert ist.

Die Beratungen fanden unter Ausschluß der Öffentlichkeit statt. Die Diskussionen sollen allerdings das Niveau der abgeschafften Delegiertenkonferenz nicht überschritten haben. Von Vorteil dürfte sich für den VDS diese neue Geheimniskrämerei wohl kaum erweisen, läßt seine Verbindung zur Studentenschaft schon ohnehin zu wünschen übrig.

Vor zahlreich erschienenen Gästen erklärte Dr. Steer, der neue VDS-Vorsitzende, bei einem Empfang, daß man den Studenten in der Universität nicht den Raum zu politischer Verantwortung verweigern dürfe. D. B.

Sammlung für Entwicklungsländer

Eine Sammlung an allen Universitäten und Hochschulen der Bundesrepublik und West-Berlins für den „Internationalen Solidaritätsfonds der deutschen Studentenschaft" findet vom 1. bis zum 31. Juli statt. Der Erlös der Sammlung wird vorher bestimmten Entwicklungsprojekten der Hochschulen und Studentenschaften in Nord- und Westafrika, in Südamerika und im Fernen Osten zugeführt werden. Unter der Leitung des Verbandes Deutscher Studentenschaften (VDS) werden sich der World University Service (WUS), der Internationale Studentenbund (ISSF), der Studentenbund Deutscher Ingenieurschulen (SVI) und der Arbeitskreis der Studenten an Berufspädagogischen Hochschulen (ASBH) an der Solidaritätssammlung beteiligen.

Durch Fotoausstellungen, Filme, Vorträge und kulturelle Veranstaltungen der Vereinigungen ausländischer Studenten, durch Handzettel und Plakate wird die Studentenschaft auf diese Sammlung aufmerksam gemacht. Sie hofft, mindestens die Summe von 100 000 DM für zwölf ausgesuchte Entwicklungsprojekte aufzubringen. dpd

Neue Hochschulen?

Die Empfehlung des Wissenschaftsrates, drei bis vier wissenschaftliche Hochschulen neu zu gründen, hat in mindestens 24 Städten zu vorbereitenden Planungen geführt oder bereits bestehende Pläne belebt. Nach dem gegenwärtigen Stand besteht jedoch nur im Falle der „Ruhruniversität" die Aussicht einer beginnenden Verwirklichung der Pläne noch in diesem Jahr.

In Hessen haben Fulda und Kassel Ansprüche angemeldet, bei Neugründungen berücksichtigt zu werden. Die hessische Landesregierung hatte sich schon vor Jahresfrist dazu sehr wenig ermunternd verhalten und geäußert, die Empfehlungen des Wissenschaftsrates abwarten zu wollen. In diesen sind Neugründungen im hessischen Raum nicht empfohlen worden. Nach dem noch nicht abgeschlossenen Wiederaufbau der Gießener Universität trägt das verhältnismäßig kleine Land Hessen schon drei Universitäten (Frankfurt, Gießen, Marburg) und eine Technische Hochschule (Darmstadt). Es gilt daher als unwahrscheinlich, daß Hessen noch die Mittel für eine weitere Hochschule aufbringen will. akd

Für die „Erste Hilfe"
und die Hausapotheke

HOMBURG

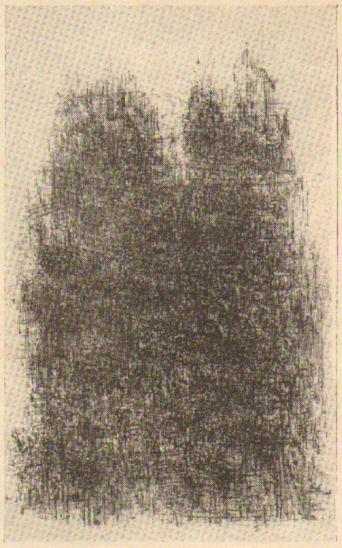
Chemiewerk HOMBURG Frankfurt/Main

KAMILLOSAN®
PRÄPARATE
LIQUIDUM · SALBE · SEIFE

ERHÄLTLICH IN ALLEN APOTHEKEN

Von keiner Akademie verdorben: Wolfgang Klee bei Prestel

Über Wokle, den jungen Frankfurter Zeichner, kann ohne Anstrengung nicht berichtet werden, weil dies zurückhaltende, behutsam vortastende Talent sich jeglicher „ismologischen" Vermessung entzieht. Wolfgang Klee ist ein Träumer im graphischen Strich, ein Verherrlicher graphischer Zustände, die, von frühen versponnenen Baumstudien sich freimachend, jüngst in freien, konsequent entstandenen Abstraktionen sich realisieren.
Wokle hat eine sichere Witterung, wann seine Arbeiten für eine Präsentation in der Öffentlichkeit reif sind. Von keinem Kritikerlob, keiner unbedachten Ermunterung von Kunsthändlern hat er sein Talent überrumpeln lassen. Fremdes, und sei es nur Anregung, will dieser zurückhaltende Künstler in seinen Arbeiten nicht dulden. Solche Bewahrung, die das Erarbeitete vor dem tropischen Wind des Kunstbetriebs schützen will (welcher da geile Scheinblüten für kurze Frist hervorlockt), ist selten und erwähnenswert.
Die 39 Zeichnungen, die Wolfgang Klee gegenwärtig in der Frankfurter Galerie F.A.C. Prestel ausstellt, ergeben die einzigartige Dokumentation eines zeichnerischen Werks, das in sich geschlossen, aber vielfältig variabel ist. Gewachsen erscheinen Klees Blätter hinsichtlich einer fortgesponnenen Entstehungsweise, die gelegentlich bei freien, kalligraphischen Handübungen mit Rohrfeder und Pinsel ansetzt, ein andermal im Sinne einer Gegenstands-Auslöschung die im Bild verbliebenen Erinnerungen an Natur und Wirklichkeit durch Matten, Gespinste und feine Strichstrukturen wegschiebt.
Assoziationen des Betrachters müssen sich an die dichten Verknäuelungen eines im Fluge



Festliches Gebäude (Bleistiftzeichnung) 1960

erschauten Dickichts halten; an Traumvisionen subtiler Ingenieurerfindungen aus der Sicht der Spinne; an die Leitlinien kristalliner Prozesse. Solche Vergleiche sind unsinnig und abgezogene Interpretation. Über die Fährten, Andeutungen und Bezeichnungen in Klees Arbeiten, die jeder beiläufigen Analogie abhold sind, sagen sie nichts aus. Klees subtile Mikroformen sind nicht durch mögliche Anlehnung an Vorgegebenes der Wirklichkeit gerechtfertigt. Sie sind auch nicht unbewußt entstanden, gestisch oder instinktiv, und nichts, was an aufgeblasenen Mysterien in sie hineingeheimnist werden soll, findet in diesen sauberen Blättern Halt und dauerhaften Unterschlupf. Klees Zeichnungen entstehen vielmehr unter der strengen Kontrolle eines scharfen, selbstkritischen Bewußtseins, das freilich poetischer Ausschweifung – wie in einigen Blättern blühender, wuchernder Strichgebilde – nicht unbedingt entgegenstehen muß. bc

Leonce und Lena Théâtre Franco-Allemand

Am 12. und 13. Mai gastierte das Théâtre Franco-Allemand, Paris, auf Einladung der Studiobühne mit einem der wenigen „klassischen" deutschen Lustspiele. Wolfram Mehring, der Gründer, Leiter und Hauptdarsteller dieses Theaters, ist wie übrigens auch Marcel Marceau aus Etienne Decroux' Pantomimenschule hervorgegangen. Abkehr vom „naturalistischen Schauspieler", der so tut als wäre er vom Leben auf die Bühne gesprungen, und Entwicklung eines „Mime Corporel", hieß das schon in den zwanziger Jahren proklamierte Ziel.
Gründliche Körperschulung soll dazu dienen, jene zweite Naivität und Grazie zu erreichen, die Kleist im (vom Programmheft zitierten) Aufsatz über das Marionettentheater beschreibt. Mehring und seine Mitarbeiterin Grillon machten nun den Versuch, pantomimisches und literarisches Theater zu verschmelzen, ohne daß das Wort etwa die Funktion von Ballettmusik erhielte. Es soll andererseits auch nicht nur durch stilisierte Gebärden und typisierende Masken anschaulich gemacht werden, sondern in eine „komplexe Bühnenform" eingehen. Dabei ist die Comedia d'ell Arte Urahn, das japanische Theater Vorbild. In monatelangen Proben wird die Aufführung bis ins letzte Detail festgelegt, der Schauspieler hat ohne Ehrgeiz nur „der Sache" zu dienen, er ist identisch mit seiner Rolle, die präzis und preziös abläuft.
Georg Büchners Stück vom Prinzen, der vor Langeweile nicht leben und nicht sterben kann, eignete sich besonders gut, die Vorzüge des neuen Stils zu demonstrieren. Denn hier hängen die Figuren schon a priori an unsichtbaren Drähten und reden in Wortspielen oder Tautologien. Nur Leonce und Lena haben Individualität, deshalb werden sie auch ironischerweise erst im Laufe der Handlung von Valerio maskiert und als „Automaten" vor den König gebracht. Nun blieb aber die Lena Simone Sternbergs so blaß wie ihr Kleid und Wolfram Mehring spielte die Langeweile des Leonce ein wenig posant. So dominierte der shakespearische Narr Valerio (Grillon), der in der Maske eines freundlichen Katers seine geistigen und tatsächlichen Luftsprünge machte und die absichtlich kahle, helle Bühne füllte. Ein eigenes Element bildeten dagegen die Königsszenen, in denen die Spieldosenmanier zur höchsten Vollendung getrieben war. Das „System" eines Duodezfürsten wurde gezeigt, die Figuren waren selbst Kulisse, die Hofschranzen schnarrten, der König quäkte: „Der Mensch muß denken. Ich bin ich", wurde aufgezogen und lief trippelnd umher. Hier wie auch in der Szene mit der prinzlichen Puppe Rosetta kam der Ton vom Band, um die Darsteller nicht zu überfordern und die Verfremdung zu steigern. Sie dient aber nicht wie etwa bei Brecht dazu, Objektivitäten aufzuzeigen, sondern den Zuschauer in die groteske Mechanik einer Märchenwelt zu versetzen. Der Robotermensch war ganz der romantisch-manieristische Traum, nicht die unheimliche Wirklichkeit wie sie im Expressionismus enthüllend auf die Bühne gestellt wurde.
Unterhaltende Cembalo-, untermalende Elektronenmusik und Szenenschlüsse, die den Beifall geradezu provozierten, kennzeichneten die dem Stück vollkommen angemessene Aufführung. Verständlich, daß bei der starken Stilisierung die Sozialkritik etwas zu kurz kam, die Büchner ja nicht einfach vergessen hat, weil er ein Lustspiel schrieb. Es ist zugleich eine zu ihrer Zeit politisch wirksame Satire auf die herrschenden Fürsten: „Sämtliche Untertanen werden von freien Stücken reinlich gekleidet, wohlgenährt und mit zufriedenen Gesichtern sich längs der Landstraße aufstellen." Dieser Satz steht in der Volksszene, die gestrichen wurde, weil sie offenbar den „Ablauf" stört. – Anzumerken bleibt auch, daß Leoncens gähnende Verzweiflung nicht nur geistreiche Komödie ist, sondern die Variation von Büchners Generalthema wie es sich am Ende der Novelle „Lenz" darstellt: „Es war aber eine entsetzliche Leere in ihm, er fühlte keine Angst mehr, kein Verlangen, das Dasein war ihm eine notwendige Last." – Das soll die große Leistung des Théâtre Franco-Allemand nicht schmälern. Reiner Diederich

Mélange

Die **neue bühne** hat für ihr Semesterprogramm drei Farcen ausgesucht, die, zu einer Vorstellung zusammengefaßt, den Besucher mit dieser wenig beachteten Kunstform bekanntmachen sollen. Sie spielt „des rusante rede so er vom schlachtfeld kam", die der Italiener Angelo Beolco 1508 schrieb, „die bumerangs" des Franzosen Georges Coutelines (1898) und „die Uhren" von Wolfgang Hildesheimer.

Die **Studiobühne** spielt vom 13. bis 24. Juni von Eugène Ionesco „Opfer der Pflicht" und in deutscher Erstaufführung „Das große und das kleine Manöver" von Arthur Adamov. Mitte Juli beabsichtigt die Studiobühne, eine Komödie von Curt Goetz aufzuführen, weiterhin stehen auf dem Programm noch ein Leseabend junger Autoren und eine Lesung afrocubanischer Lyrik.

Das **Filmstudio** zeigt in diesem Semester neben den Hauptfilmen ausgezeichnete Kurzfilme, auf die wir besonders hinweisen möchten:

7. und 8. Juni, „Premiera" (Jugoslawien) als Vorfilm zu „Der Weg nach oben"

14. und 15. Juni, „Kaleidoskop" (Deutschland) als Vorfilm zu „Rififi"

21. und 22. Juni, „Katze und Mäuslein" (Polen) als Vorfilm zu „Das große Manöver"

28. und 29. Juni, „Familienjuwel" (Polen) als Vorfilm zu „Casque d'Or"

5. und 6. Juli, „Gesicht von der Stange" (Deutschland) als Vorfilm zu „Quai des Orfevres"

12. und 13. Juli, „Surprise Boogie" (Frankreich) als Vorfilm zu „Über den Dächern von Nizza"

19. und 20. Juli, „Der Goldfisch" (Frankreich) als Vorfilm zu „Meine Frau die Hexe"

26. und 27. Juli, „Semesterschau" als Vorfilm zu „Los Olvidados"

Lesebuch und Lebenshilfe

Einer der lieben, so beliebten Schriftsteller ist 50, 60, 75 oder mehr Jahre alt geworden. In den Feuilletons steht, er habe eine große, treue Lesergemeinde, weil er im Tessin oder in der Lüneburger Heide wohne, und Trost in schwierigen Lebenslagen spende. Nicht immer wird der Dichter zum Laienpriester reduziert. So lobt man feinsinnigerweise, daß er allen Modeströmungen ferngeblieben sei und in der Tradition des christlichen Humanismus oder Johann Wolfgang von Goethes stehe. Kurz und gut, er bewahre die Werte des Abendlands.

Dieser Lebenshilfe- oder Traditionsschriftsteller begegnet uns nicht selten als Lesebuchdichter. In einem recht bekannten Kompendium für die Oberstufe sind Goethe 33, Schiller 16 und Hermann Hesse 7 Seiten eingeräumt; ein schmeichelhafter Abfall. Schopenhauer hat dagegen 2, Heine 3 Seiten, und Büchner wird in einem Aufsatz erwähnt. Kafka, Musil, Heinrich Mann sind sowieso unbekannt, zu schweigen von heutigen Dichtern, die diesen Namen verdienen. An ihre Stelle treten so hervorragende Repräsentanten moderner deutscher Dichtkunst wie Jünger, Carossa und Wiechert. Nichts gegen diese und andere Autoren, nur etwas gegen die Maßstäbe der Philologen.

An der deutschen Oberschule wird viel Wert auf „Werte" gelegt und Kultur in Form von „Gütern" vermittelt. Ein falsch verstandener Goethe und dito Humanismus sind oft noch die Krücken, auf denen man sich geistig fortbewegt. Edle Einfalt ... reine Menschlichkeit. Vielleicht sind deshalb Dichter bevorzugt, aus deren Worten „Tiefsinn wie schwerer Honig rinnt". – Im Lesebuch überwiegen Klassik, Romantik und ihre epigonalen Endmoränen, steht Dürers Selbstbildnis auf der dritten Seite, verschleudert Kant sein Sittengesetz und den Kategorischen Imperativ, wird im Kapitel „Geist der Zeit" über Kulturkrise, Nihilismus und die böse Technik geklagt.

rd

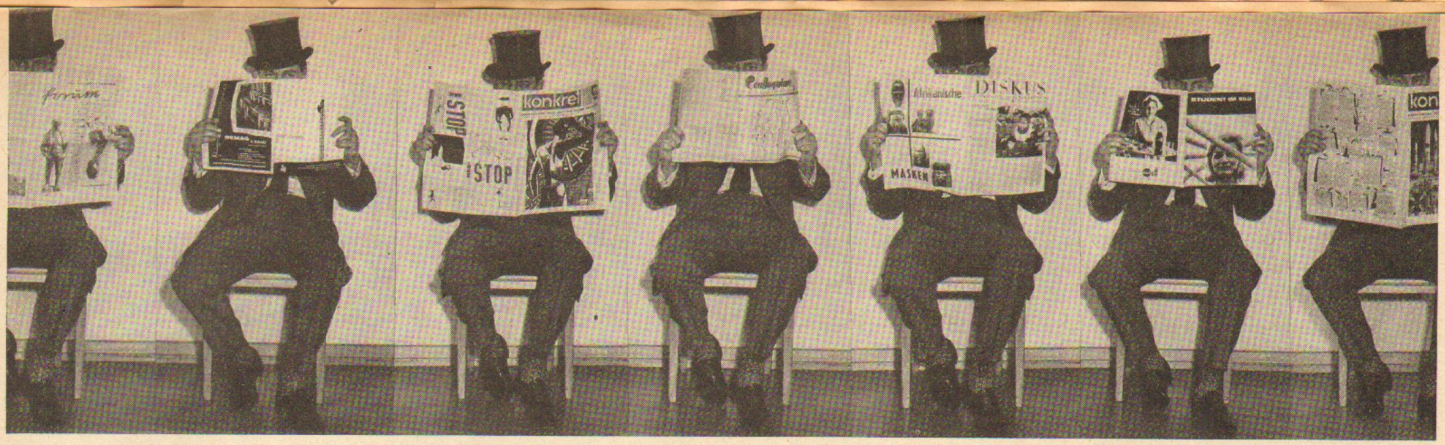
Johannes Alt
Die Buchhandlung für den Mediziner · Frankfurt a. M.-Süd 10
Gartenstraße 134 · Tel. 61993
Haltestelle Hippodrom

Fachbuchhandlung und Antiquariat für Medizin und Naturwissenschaft

Foto WAGNER berät Sie in allen Foto- u. Kinofragen
FRANKFURT/M · BOCKENHEIMER WARTE · RUF 771657
Nur 1 Minute von der Universität!

Frankfurt a. M., Goethestraße 1 (am Goetheplatz) Telefon: 23633 und 25264
Fachbücher aus allen Gebieten: Jura, Wirtschaftswissenschaft, Technik, Medizin, Naturwissenschaften
Universitätsbuchhandlung
Blazek & Bergmann

Luise Pollinger
Papier · Bürobedarf · Drucksachen · Schreibmaschinen und Schreibmaschinen-Reparaturen
Füllhalter-Reparaturen innerhalb 24 Stunden in eigener Werkstatt · Selbstbedienung:
Bockenheimer Landstraße 133 · Fernruf 776377
Kollegbedarf
Füllhalter
Feinpapiere
Geschenke
Büro-, Zeichen-, Schulartikel
Frankfurt am Main · Bockenheimer Landstraße 131 · Fernruf 775589



Usurpierter Diskus Darstellung einer Situation

Der DISKUS hat sich in den zehn Jahren seines Bestehens stets als publizistisches Organ der ganzen Studentenschaft begriffen. Er hat seine so verstandene Unabhängigkeit gegen jeden anderen Einfluß von innen und außen zu verteidigen versucht. Wir meinen, daß bei der pluralistischen Struktur der heutigen Studentenschaft jeder Versuch, den DISKUS an einem vorgegebenen politischen Programm zu orientieren, von vornherein zum Scheitern verurteilt sein sollte, wenn der DISKUS weiterhin Organ der gesamten Studentenschaft bleiben will.

Daß diese unsere Haltung gelegentlich mißverstanden wurde, gelegentlich auch mißzuverstehen war, wird nicht weiter verwundern.

Anders verhält es sich allerdings mit den Behauptungen, der DISKUS sei kommunistisch infiltriert, bzw. arbeite der kommunistischen Agitation in die Hände (so z. B. das inzwischen aufgelöste Komitee „Rettet die Freiheit", das diese Beschimpfungen vor Gericht zurücknehmen mußte) und der östlichen Begleitmusik.

Auch für politische Auseinandersetzungen gibt es eine untere Grenze des Niveaus.

Wir haben bisher darauf verzichtet, auf derartig unqualifizierte Vorwürfe näher einzugehen. Wir haben uns nicht zu verteidigen! Da man Stillschweigen aber gemeinhin als Schwäche und Unfähigkeit auszulegen pflegt, wollen wir unseren Lesern einige Kostproben affektgeladener Polemik nicht vorenthalten, umsomehr, als solche Vorstöße meist mit wirtschaftlichem Druck verbunden sind. Daß die beiden in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung erschienenen Leserbriefe ausgerechnet der Feder zweier Mitglieder der Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität entsprungen sind, bedauern sicherlich wir am meisten.

Nicht als Alibi, sondern zum Vergleich stellen wir diesen Leserbriefen einen Artikel des Ostberliner „forum" gegenüber.

Alexander Gockel

■

Dr. Hans Ilau in der FAZ vom 15. Mai 1961

„Die Lüge erscheint unbedarften Akademikern und studentischen FAZ-Lesern als die Antithese der Wahrheit." So heißt es in einer Glosse „Pressewahrheiten" in der April-Nummer der Frankfurter Studentenzeitung „Diskus". Einige Zeilen später findet sich der Satz: „Und wenn ein weiser Mann aus Rhöndorf durch seinen Famulus die Zensur fordern läßt oder der grimme Bartträger aus Berlin-Pankow der Presse die Agitation befiehlt, so sind dies die gleichen Symptome einer Krankheit, für die die Bezeichnung korrupt nur ein sehr mangelhaftes Prädikat ist." Der fettgedruckte Leitartikel der Nummer ist überschrieben „Die Nazis sind unter uns". Im Text ist dann aber kaum noch von „Nazis", sondern fast durchweg von „Faschisten" die Rede, wozu bemerkt wird, daß in Deutschland sich beide Begriffe deckten. „Wir wollen uns hier im wesentlichen mit dem bundesdeutschen Wohlstandsfaschismus, dem Faschismus der dicken Bäuche, beschäftigen", so heißt es am Anfang des Leitartikels, und genauso, im gleichen Jargon, könnte ein Artikel in einem sowjetzonalen SED-Organ anheben. Aber der „Diskus" hat natürlich auch für das Pankow-Regime nichts übrig. In kühner Logik schließt sich an den zitierten Satz vom bundesdeutschen Wohlstandsfaschismus unmittelbar dieser an: „Gewiß: im Osten Deutschlands sieht es in dieser Beziehung (also Wohlstandsfaschismus?) noch trauriger aus als bei uns; denn dort sitzt der Faschismus in den Sesseln der Macht ... Aber wir leben in jenem Teil Deutschlands, in dem es — Gott sei Dank — noch möglich ist, zu warnen." kann es eine effektvollere Distanzierung vom Kommunismus geben, als daß man auch ihn als Faschismus bezeichnet? Das schafft eine brillante Legitimierung dafür, die Freiheit, die uns der bundesdeutsche Wohlstandsfaschismus einstweilen belassen hat, dazu zu benutzen, vor ihm zu „warnen".

Nun, es gibt in der Bundesrepublik (und in welchem Lande wäre es anders?) vieles, was Anlaß zur Kritik und zur Warnung bietet, und „Diskus" weist auf manche in der Tat recht unerfreuliche Erscheinungen hin. Aber neben Wichtigem steht so viel Belangloses, neben Richtigem so viel Unsinn und alberne Übertreibung, daß man zu sehr die tendenziöse Absicht merkt: An dieser Bundesrepublik, in der wir leben, darf kein gutes Haar gelassen werden. Nur ein Beispiel aus dem Artikel: Es wird gesagt, in der (bundesdeutschen) Wohlstandsgesellschaft werde (im Unterschied zur Zone) allerdings nicht mehr die Arbeit vergöttert, sondern ihr Produkt; das klinge dann so: „Die Werbung macht uns mit allem bekannt, was das Leben lebenswert macht." (Aus einem deutschen Inserat, 1961.) Der Leitartikel fährt dann fort: „Wir haben bisher von keiner Kanzel vernommen, daß dergleichen Gotteslästerung sei. Und die Gerichte schweigen." Jener natürlich unüberbietbar blöde und armselige Satz aus einem Werbungs-Werbeinserat wird also dazu benutzt, vergiftete Pfeile gegen die Kirchen und gegen die Gerichte in der Bundesrepublik abzuschießen, obwohl die Kirchen ständig gegen einen platten Materialismus ankämpfen und die Gerichte gar nicht das tun können, was „Diskus" von ihnen verlangt. Daß gerade Bundeswirtschaftsminister Erhard seit langem immer wieder die jämmerliche Mentalität, die jenes Inserat geschäftlich auszunutzen sucht, scharf geißelt, wird natürlich den Lesern des „Diskus" unterschlagen.

Ob der Redaktionsautor des „Diskus" Kommunist ist oder nicht, ist ziemlich gleichgültig. Entscheidend ist, daß das geistige Aroma, das seit geraumer Zeit der früher vorbildlich gediegenen Frankfurter Studentenzeitung anhaftet, der subversiven kommunistischen und extrem linken Agitation unter der Studentenschaft und andernorts wirksame Zutreiberdienste leistet — gewollt oder ungewollt. Was die aktiven Redaktionsmitglieder vor allem antreibt, verrät sich wohl in dem folgenden Satz des Leitartikels: „Eines der wahrscheinlich ausgeprägtesten Merkmale des Faschismus ist ein notorischer Intellektuellenhaß." In der Redaktion von „Diskus" rebelliert, wie an vielen anderen Stellen, ein geistiger Typus, der sich „intellektuell" nennt und der sich als vom materialistischen und stupiden Spießertum unterdrückt ausgibt. Viel mehr als Feindschaft von solcher Seite erbost jedoch jenen Typus, zu dessen Kennzeichen eine flotte Feder, eine halbseidene Bildung und ein vernageltes Hirn gehören, daß er von den Trägern wirklicher Intelligenz und Bildung geistig nicht ernst genommen und belächelt wird. In diesem Punkt liegt bei vielen „Intellektuellen" die Hauptquelle von Gift und Galle.

■

Kurt Freiherr von Gleichen in der FAZ vom 24. Mai 1961

In der Diskussion um die Frankfurter Studenten-Zeitschrift „Diskus" hat Dr. Hans Ilau eine Reihe von Sätzen aus diesem Organ zitiert, um aufzuzeigen, daß dieses Blatt den Kommunisten und der extremen Linken — gewollt oder ungewollt — Zutreiberdienste leistet. Die beiden verantwortlichen politischen Redakteure des „Diskus" haben in einem weiteren Leserbrief diese Unterstellung mit dem Hinweis zurückgewiesen, daß ähnliche Behauptungen gerichtlich zurückgenommen werden mußten und daß im übrigen Mitglieder der Redaktion die Sowjetzone aus politischen Gründen verlassen mußten. Die Argumentation dieses zweiten Briefes ist insofern etwas schwach, als Dr. Ilau eben nicht die Behauptung erhoben hat, daß diese Zeitschrift eine kommunistische Tendenz habe (und daher der Vergleich mit dem Gerichtsverfahren irrelevant ist). Auch die Tatsache, daß man mit dem System in der Sowjetzone in Kollision geraten ist, gibt keinen eindeutigen Anhalt dafür, wo man jetzt politisch steht. Bekanntlich geht ein linientreues Regime mit den sogenannten Abweichlern, beispielsweise den Titoisten, am schärfsten ins Gericht.

Um festzustellen, wo der Diskus steht, muß man nicht nur beachten, was er schreibt, sondern auch was er nicht schreibt. Tut man dies über einen größeren Zeitraum, so findet man bald heraus, daß es sich keineswegs um ein Organ handelt, in dem die studentische Jugend nach den verschiedenen Richtungen „überschäumt", sondern daß das Blatt eine recht konsequente Linie einhält: Immer wieder wird das Ulbricht-Regime und das Adenauer-Regime auf einen Nenner gebracht (drüben kommunistischer Faschismus, hier Wohlstandsfaschismus). Und noch in dem Leserbrief ziehen die Redakteure des Diskus einen Vergleich zwischen den Kräften, die hier der Freiheit an den Kragen gehen wollen, mit Herrn Ulbricht. Welche Kräfte das sind, wird im Augenblick nicht direkt gesagt, aber man hat in vielen Artikeln keinen Zweifel gelassen. Es sind die Leute, die den kommunistischen Funktionären die Einreise verbieten wollen und die die Verbreitung der Wahrheit dadurch verhindern, daß sie — siehe Aprilausgabe 1961, Seite 3 — gegen die ministerielle Verbreitung des Kuby-Buches „Denke ich an Deutschland" protestieren. Das war in diesem Falle die hessische CDU. Die FDP kommt nicht besser weg. Sie ist in einem Artikel in der gleichen Ausgabe „weder schwarz noch rot — eher braun". Mit besonderer Schärfe attackiert man diejenigen, die sich Antikommunisten nennen. Man wirft sie einfach mit den Antisemiten in einen Topf, indem man behauptet (11. Jahrgang, Februar), „Man ist nicht mehr Antisemit, sondern Antikommunist".

Überschäumende Jugend? Noch nie wurde beispielsweise die extreme politische Linke attackiert. Was wir im Diskus lesen, haben wir vorher schon fast in der gleichen Form bei Herrn Professor Abendroth, bei Herrn Kuby oder Frau Professor Riemek gehört.

Woher kommt das? Die politischen Redakteure werden zwar von den Herausgebern ernannt, doch wechseln die Herausgeber häufiger als die Redakteure und verschwinden meist schon wieder von der Bildfläche, wenn sie sich gerade in diese schwierige Pressematerie eingearbeitet haben. Die Vorschläge für den Redaktionsnachwuchs kommen in der Regel von den Redakteuren selber, die — was ganz natürlich ist — ihre politischen Freunde vorschlagen. Von der Geldgeberseite dürfte gegen die Richtung des Diskus kaum Kritik erwartet werden, da der Löwenanteil von der Landesregierung (SPD) bestritten wird und beispielsweise die Pflichtabonnements der Mitglieder der Vereinigung von Freunden und Förderern der Universität überhaupt nicht ins Gewicht fallen.

■

FORUM, Organ des Zentralrats der FDJ vom 16. Mai 1960

In jenem deutschen Staate, der sich freiheitlich-demokratische Grundordnung nennt, der immerfort so tut, als sei er mit der Freiheit verheiratet, und der deshalb auch imstande ist, das Substantiv in den Superlativ zu setzen, in eben diesem Staate aber ist schlechtweg alles möglich. Dort kann sich ein aus staatlichen Mitteln finanziertes Komitee die Freiheit nehmen, einen DISKUS, und sei er auch noch so schwarzbraun, als eine verkappte rote Tellermine zu bezeichnen, um den DISKUS zu einem Bumerang werden zu lassen, der den DISKUS-Werfern in die freiheitlich-demokratischen Augen geht.

Zu dieser Ehre sind die DISKUS-Leute zweifellos ebenso wundersam und unfreiwillig gekommen wie die Jungfrau zum Christkind. Denn man kann dem DISKUS alles mögliche vorwerfen, nur nicht das eine, er habe sein antikommunistisches Soll nicht erfüllt. DISKUS hat bislang diese schönste Errungenschaft bundesdeutscher Pressefreiheit wie den Augapfel gehütet. Er hat das antikommunistische Soll nicht nur erfüllt, sondern treu und gottesfürchtig übererfüllt. Und zu der Einsicht, daß diese hexenwahnsinnige Sollerfüllung auf die Dauer unbeabsichtigt „prokommunistisch" wirkt, reicht es bei den DISKUS-Leuten halt nicht.

Unerfindlich bleibt hingegen die kuriose Haltung der DISKUS-Leute, die einerseits den Antikommunistenkomplex eifrig schüren und sich andererseits wundern, daß nun auch sie als „rote Männer" ins Rotbuch gemalt worden sind. Gewiß, sie sind es im Grunde nicht wert, von den Freiheitsstiefeln getreten zu werden, die sie immer wieder linientreu belecken. Wir können beschwören, daß DISKUS sich unter den bundesdeutschen Studentenzeitungen seit eh und je als ein Idealfall von hündischem Eifer hervorgetan hat. Gelegentliche progressive Äußerungen in der Zeitung ändern hieran nichts.

Und FORUM kann von seinen Verhandlungen mit DISKUS auch nur das Schlimmste berichten. FORUM hat, wie mir mitgeteilt wurde, noch den damals von DISKUS offerierten Artikel liegen. Er ist gewiß total antikommunistisch. FORUM hebt ihn auf, um ihn dann vielleicht zu veröffentlichen, wenn DISKUS wegen „Pankower Umtriebe" eines Tages ein Ende wie DAVID erleidet. Das wird delikat!

DISKUS ist zweifellos gewillt, den Antikommunismus bis zum Erbrechen weiterzumachen. Gleich neben Scheunemanns makabrem Bericht fordert nämlich ein gewisser W. T., man solle zur DDR nicht „sogenannte DDR", sondern „treffender" „Polizeistaat" sagen!

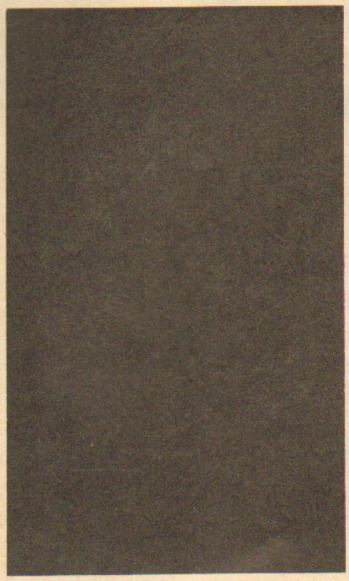
Frankfurter Allgemeine
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

forum

RÖMER
KLISCHEEANSTALT
GMBH
FRANKFURT/MAIN
MAINZER LANDSTRASSE 216
TELEFON: 334672

heut schon lesen
was morgen geschieht

Studium in UTOPIA



Wer über den Campus der Utopia-Universität schreitet, der wird sich schwerlich an eine Universität unserer Tage erinnert fühlen. Spektrafarbige Gebäude von schwindelerregender Höhe schauen hochmütig auf ihn herab wie heute nur die Versicherungsbauten einer amerikanisierten Großstadt. Sehr wenig haben die Menschen, die sich in diesem Wolkenkratzermeer bewegen, gemein mit den Studikern unserer Hochschule. Nichts erinnert an den uns so lieb gewordenen Typ des angehenden Schulmanns und ewigen Aktentaschenträgers, nichts an jene engbehosten Marina Vladys mit intellektuellem Anstrich.

Die jungen Menschen, denen man in Utopia begegnet, ließen sich am besten mit dem lateinischen „mens sana in corpore sana" klassifizieren. In Utopia zur Zeit des Rahmenplanes 4711/c ist Latein eine so antiquierte Sprache, wie bei uns das Sumerische. Aber das sind Äußerlichkeiten! Halten wir uns nicht bei ihnen auf, sondern berichten wir, wie es unserem Reporter erging, als er die Utopia-Universität besuchte.

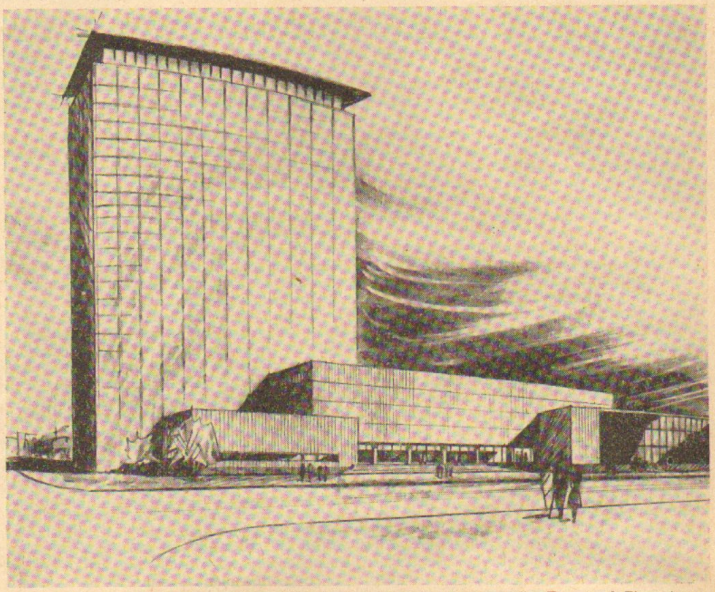
Das erste Gebäude auf dem Utopia-Campus, das unser Reporter betrat, enthielt die Mensa. Er hätte das freilich nicht vermutet, haftete doch an diesem Gebäude keineswegs der hierzulande obligate Duft von Erbsen- bzw. Bohnensuppen einheitsküchlicher Provenienz. Auch war das Interieur so luxuriös gehalten, daß es verständlich wird, wenn die Archäologen der Utopia-Universität beim Ausgraben der Überreste unserer Mensa zunächst glaubten, sie hätten eine Baracke eines Flüchtlingsdurchgangslagers entdeckt (Prof. PP in Archäologica Utopiana: „Diese Vermutung wird erhärtet durch die geringen Funde an irdenem Eßgeschirr auf der Ausgrabungsstätte").

Nach diesen ersten Eindrücken verwunderte es nicht mehr, daß die Speisen der Utopia-Mensa trotz kostenloser Abgabe delikat waren. Ebenso wenig, daß die Begrüßung eines jeden Gastes durch den Rektor selbst per Fernsehschirm erfolgte. Verständlicherweise nahm unser Reporter denn auch vieles andere mehr gelassen hin, was doch im Grunde höchst merkwürdig erscheinen muß. So heißt es in seinem Bericht: „Nachdem ich die Mensa verlassen hatte, erlebte ich den Höhepunkt des alljährlich zwischen den Professoren ausgetragenen Wettbewerbs um die schnellste Signatur. Die Entstehung dieses Wettbewerbs vermag man sich hier nicht mehr zu erklären. Eine Meinung ist, daß die Professoren früherer Zeiten so stolz auf ihren Namenszug waren, daß sie ihn an manchen Tagen bei mehr als 100 Studenten niederschrieben. „Studiert wird nach dieser Meinung erst seit Einführung des Rahmenplanes 2001/19.a. Welch eine Anmaßung!"

Die Empörung erscheint durchaus gerechtfertigt. Wie der nachfolgend zitierte Abschnitt zeigt, kann die in Utopia geltende Auffassung darüber, was unter ‚Studieren' zu verstehen sei, keineswegs als fortschrittlich gelten: „Nachdem ich eine knappe Stunde im Wartezimmer der wissenschaftlichen Hilfskraft des B.-Institutes gesessen habe, werde ich von dessen Sekretärin durch sein Vorzimmer direkt in seinen Empfangsraum geleitet. Lächelnd kommt er mir entgegen. Wie er ist doch ein Mensch! Jetzt gibt er mir sogar die Hand! Dabei spricht er die auf dem Utopia-Campus allgemein verbindliche Grußformel: „Student sein, heißt patent sein!" Wir setzen uns.

‚Hm, also Sie wollen in unser Institut aufgenommen werden? Haben Sie die Vorbedingungen erfüllt? Zwei Semester Rumpfbeugen!' ‚Wozu das?', frage ich. ‚Nun, einmal wird dem erfolgreichen Abschluß Ihres Studiums eine gewisse Geschmeidigkeit nur von Vorteil sein. Zum anderen, ist eine Vorbereitung auf den für alle Institutsangehörige unerläßlichen Radsport dringend notwendig. Sie verstehen?' Ich verstand nicht und wandte ein: ‚Ich habe aber Kants „Kritik der reinen Vernunft" gelesen und in der Volksausgabe von Goethes gesammelten Werken geblättert'. ‚Das ist Schöngeisterei, damit kommen Sie bei uns nicht durch', stellte mein Gegenüber sachlich fest. ‚Wir haben die im 20. Jahrhundert sichtbar gewordenen Entwicklungstendenzen konsequent zu Ende geführt. Das perfektionierte Spezialistentum als Bildungsziel ist eine Tatsache geworden. Sie und Ihresgleichen haben doch letztlich damit begonnen diese Männer zu zitieren, wenn Ihnen nichts mehr einfiel, oder, wenn Sie Ihre Arbeiten durch unverbindliche Floskeln ausdehnen wollten. Natürlich ist darüber das Verständnis ihrer Werke verlorengegangen. Bei tausend Druckseiten haben Sie es nicht geschafft, zu einer verbindlichen Aussage darüber zu gelangen, was Humanismus eigentlich ist. Die Präambel unseres Rahmenplanes dagegen erledigt das mit einem Satz: H u m a n i s m u s h e i ß t : N e u n T e i l n e h m e r p r o S e m i n a r'.

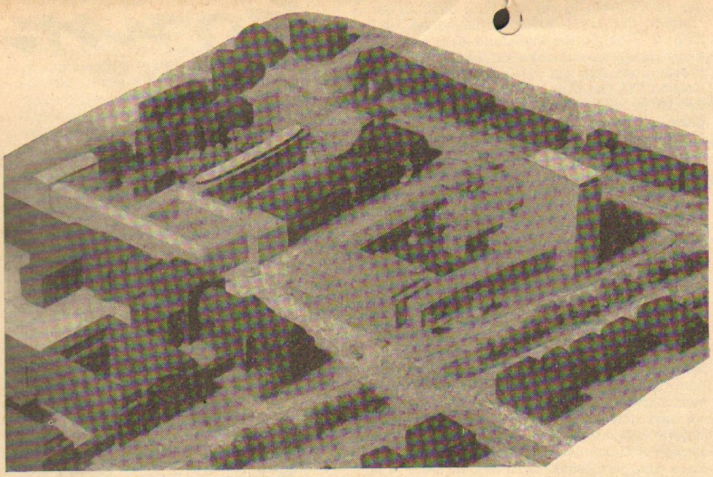
Es ist überflüssig zu bemerken, daß unser Mann das Institut reichlich benommen verließ, als das Gespräch sein Ende genommen hatte. Es war nun dunkel geworden. An den Institutswänden leuchteten veilchenblaue, zinnoberrote oder zitronengelbe Texte auf. Einen kannte er bereits: „Student sein, heißt patent sein". Einen anderen prägte er sich ein wegen seiner lapidaren Aufforderung: „Liest Du F. W. Hegel, steigt der Geistespegel."



Enttäuscht, daß eine so glänzende Schale einen so tauben Kern enthalten konnte, schickte sich der Reporter gerade an, den Ungeist zu fliehen, als er in der Ferne des Campus ein Gewoge von Fackeln erschaute. Entschlossen, den Kelch bis zur Neige zu leeren, ging er darauf los.

Ausgesucht schöne Maiden mit Fackeln in den Händen paradierten vor einer Tribüne. Cui bono? — Dem AStA-Chef zu Ehren! Der hatte sie eingestellt zur Ergänzung seines Sekretariats. Dafür dankten sie ihm jetzt! Ihm, dem eigentlichen Herrn von Utopias Universität, der während seiner Amtszeit schon zwei Kultusminister ein- bzw. abgesetzt hatte und den auch elf Korruptionsskandale nicht zu fällen vermochten. Unser Reporter, dem somit ein prophetischer Blick in die Zukunft eines Amtes gewährt wurde, das ihm bis jetzt herzlich gleichgültig gewesen war, beschloß hinfort bei allen Wahlen zum AStA seiner Hochschule zu kandidieren. Da legte sich leicht eine Hand auf seine Schulter: es war eine Angehörige der Geheimen Hilfskräfte für Seminarkartenkontrolle. Unser Reporter hatte das B.-Institut ohne Seminarkarte betreten. Schon in unseren Tagen ein fluchwürdiges Unterfangen, so gilt es in Utopia als Sakrileg, das nur durch sofortigen Ausschluß aus diesem Studikerparadies geahndet werden kann.

Dieter Binder



abonnieren sie den diskus nicht den diskus abon nieren sie den diskus nicht den diskus abonnieren sie fuer drei mark den diskus nicht fuer drei mark im jahr den diskus den diskus im jahr den diskus

DISKUS in Frankfurt

Liebhaber jazzen an einem Sommerabend

17. Juni

Als der Kontrolleur kam, machte er mich darauf aufmerksam, daß seit 40 Minuten 17. Juni sei und ich 3,30 DM zahlen müsse, da meine Monatskarte an Sonn- und Feiertagen nicht gelte. Ich fand das komisch, da ich in diesen Zug noch vor dem 17. Juni eingestiegen war. Er sagte jedoch, er habe die Paragraphen nicht gemacht, müsse sie nur exakt zur Durchführung bringen. So opferte ich 3,30 DM für den Tag der Deutschen Einheit. Denn es ist fast unvorstellbar, daß ein deutscher Kontrolleur seine Normen nicht erfüllt. Auch am 17. Juni, dem Tag, an dem andere Deutsche gegen ihre Kontrolleute und deren Normen rebellierten, weshalb er nun zu den Sonn- und Feiertagen zählt. Ich mag ihn nicht, weil alles so feierlich ist und ich 3,30 DM zahlen muß, das ist keine Blasphemie. Auch den Arbeitern in der Stalinallee ging es zunächst um ihr Geld, ihren Lohn, wenngleich die ethisch-pathetischen Festredner dies heute verschweigen. Denn daß der Mensch seinen Mund aufmachen kann, ist wichtig, aber ebenso wichtig ist, daß er etwas reinzustopfen hat. Nur stopfen wir hier im Westen zuviel rein und reißen den Mund dann um so weiter auf. Zum Beispiel am 17. Juni. Da tönt es laut: Bundesdeutschland erwache, einmal im Jahr, ist staatspolitisch wertvoll, im übrigen kannst weiterschlafen. Schöne Sonn- und Feiertage, wo man im Frack und auf Bütten für eine Freiheit bei anderen demonstriert.

R. D.

Reformen

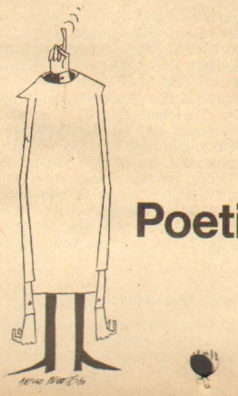
Einer Schul- und Hochschulreform in Deutschland das Wort zu reden, oder aber – und das geschieht wohl häufiger – die Vorschläge verschiedenster Parteien anzugreifen, gar schiefe Absichten den Vorschlagenden zu unterstellen, haben sich Berufene und solche, die es weniger sind, aufgemacht. Was in der Tat jedermann angeht, ist zu einem Streitobjekt gern sich so bezeichnender Kulturpolitiker geworden – zum gefahrvollen politischen Tauziehen gewandelt, geht häufig verloren, was eigentlich Ziel war.

Das gegenwärtig noch wirksame System, traditionsreich und althergebracht, ist mit dem Namen jenes Wilhelm von Humboldt noch immer untrennbar verbunden, dessen Vorstellungen es einst aus der Taufe hoben. Heute indessen sieht es sich dem Phänomen einer grundsätzlich veränderten Welt gegenüber, dem landläufig „Neuen", so wollen es die einen, ist es nicht mehr angemessen; seine bleibende Gültigkeit fordern die anderen. Die Schulleute vor allem verweisen auf praktische Nachteile: Die Fülle der Fächer in den Klassen der höheren Schulen verhindert eine ausreichende Vorbereitung auf das wissenschaftliche Studium, Beschränkung und Straffung wäre hier notwendig. Die Universitäten klagen über stetig sich vergrößernden Andrang, die Hörsäle werden zu klein, eine Neuregelung scheint unerläßlich. Das Abitur, bedeutungsvolle Abschlußprüfung nach langer Schulzeit, wird, zumal ob der Quantität des zu prüfenden Stoffes, angegriffen, ein Universitäts-Eingangsexamen soll an seine Stelle treten. Alles Punkte, welche, wie leicht einsichtig ist, von nicht eben geringer Bedeutung sind und deren Durchführung mancher Überlegung wert ist.

Die Forderungen kundiger Pädagogen, auch jener des Auslandes, das nicht ohne sehr bestimmte Gründe, die Entwicklung hierzulande verfolgt, freilich gehen noch weiter. Eine Studiengruppe des Pädagogischen Instituts in Utrecht erwog gar die Einführung völlig neuer Fächer an den Gymnasien und Oberschulen, ein Vorschlag, der jenen veränderten Phänomenen der gegenwärtigen soziologischen und technischen Situation, den Lehrstoff anzupassen sich müht. Noch immer besitzen die überlieferten Methoden ihren Wert, wird eingewandt – wer sollte es bestreiten? Lediglich zu ergänzen, wo es notwendig scheint, ein wenig besser auf die außerhalb der Schulpforten wartende Welt vorzubereiten, ohne ihr dabei unbillige Zugeständnisse zu machen, scheint dennoch sinnvolles Bemühen. Wie weit die uns bekannte Zergliederung des Erlernbaren in eine Vielzahl spezieller Fächer – eine Entwicklung, die im übrigen wohl dem Fakultätsdenken der Universitäten entstammt – überhaupt brauchbar ist, steht mancherorts zur Debatte.

Immerhin ein denkwürdiges Faktum, daß, im Gegensatz zur eingangs erwähnten Politisierung des Gegenstandes, eine Frage in fast korrekt demokratischer Manier in weiten Kreisen untersucht wird und sich allseitiges Interesse erschlossen hat. Das ist nun allerdings verständlich, ist doch Erziehung eine für Gegenwart und Zukunft in gleicher Weise entscheidendes Problem. Sich um das Lernen schlechthin Gedanken zu machen, impliziert sicherlich Sorge und Anstrengung im Hinblick auf die Zukunft. Wo immer aber ihr die Aufmerksamkeit beizeiten gilt, wenn demokratische Kräfte sich mit ihr befassen, wird sie beeinflußbar bleiben. Im Punkte von Erziehungsreformen scheinen uns – weit mehr zumindest als anderswo – die demokratischen Kräfte noch am Werk.

-n



Poetisch

Unmöglich kann man die deutschen Menschen, insbesondere die gebildeten deutschen Menschen davon abhalten, sich in das unsichere Gelände der Sprache zu begeben. Und wenn gar der „Referent für staatsbürgerliche Bildung und Kultur" eines westdeutschen AStA zur Feder, beziehungsweise zur Schreibmaschine greift, um das Programmheft eines Pantomimenabends durch ein Gedicht attraktiver zu gestalten, lautet das so:

Pantomime, die reinste Kunst
Des Ausdrucks, des Empfinden –
Bist du mit ihr vermählet erst,
Magst nimmer ihr entwinden.

An ihrer zarten Knospenbrust,
Von Anmut bist umwoben –
Von Gott begnadet ist der Mensch,
dem sie sich hat ergeben.

Wollte man den Verfasser dieses Kunstwerks fragen, wie es um den Charakter des Verbs ‚entwinden' bestellt sei, empörtes Zittern eines schütteren Menjoubärtchens wäre die Antwort. Dabei bewundert man durchaus die Genialität, mit der der Autor in der zweiten Zeile die Probleme des Genitivs meistert, auch wenn es unbegreiflich erscheint, warum er in der letzten Zeile so mutlos ‚ergeben' statt ‚ergoben' dichtete. Mut, junger Freund, keine Scheu vor Avantgardismen! Doch beiseite mit formalen Haarspaltereien! Zu würdigen bleibt die universale Weltsicht, in der alle Künste Platz und Rang haben, jene Universalposition, aus der der Verfasser die letzten Konsequenzen zieht, wenn er sich der Pantomime, der ‚reinsten Kunst' ‚vermählt'. Zu bewundern bleibt die feine Chronologie, die den Ablauf der Ereignisse, von der Vermählung über die ‚Knospenbrust' zur endgültigen Hingabe – wobei es offenkundig wird, daß der Verfasser ein rein platonisches Verhältnis zu den Musen besitzt: himmliche Gnade weiht den Bund – ordnet und die rechten Akzente setzt. Zu loben bleibt letztlich die absolute Bescheidenheit des Autors, dem jeder Exhibitionismus ferne ist, dem nichts als die Freude der Leser Lohn und Ansporn sein wird.

Sollte man von dem Gedicht auf die Pantomime schließen?

sirius

Brother-Sister Programm

Angenommen, Sie beginnen heute Ihr Studium in Hinterindien, Sie kennen dort keinen Menschen, können sich in der Landessprache nicht verständigen und sollen eine „Bude" suchen, Ihr Essen einkaufen, durch den Papierkrieg der Universität sich durchfinden – dann hätten Sie sicher viele Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten:

Genau vor diesen Problemen stehen die neuankommenden ausländischen Kommillitonen. Und was geschieht, ist abenteuerlich. Wußten Sie z. B., daß während des ganzen Semesters ausländische Studenten in der Jugendherberge anzutreffen sind? Wußten Sie, daß die meisten Zimmerwirte sich einfach zu vermieten weigern, wenn ein Ausländer vor der Tür steht („Ausländer sind unsauber") oder ungehörig die Preise erhöhen („Wenn der Mann schon nach Deutschland kommen konnte, dann hat er Geld"). Haben Sie eine kleine Ahnung von der Diskriminierung, die Afrikaner und Asiaten im deutschen Alltag erwartet? Erinnern Sie sich schließlich Ihrer Erst-Semester-Tage, wie Sie am Universitätsbürokratismus verzweifelten, und können Sie sich vorstellen, wie einem Ausländer zumute sein muß?

Das Brother-Sister-Programm ist von der FU Berlin „erfunden" worden und läuft dort schon seit acht Semestern; man machte so gute Erfahrungen damit, daß auch westdeutsche Universitäten es nach und nach zu übernehmen begannen (Heidelberg, München, Freiburg und Darmstadt). In Frankfurt schließlich faßte im letzten Semester das AStA-Auslandsreferat Mut und versuchte es seinerseits („Haben Sie schon etwas vom Brother-Sister-Programm gehört?"). Auf seine ein bißchen zaghafte Werbeaktion meldeten sich etwa vierzig Deutsche, darunter leider nun fünf Studentinnen. Aus dem Ausland kamen schon vor Beginn des Semesters fast genausoviele Anmeldungen. Da während des Semesters weitere ausländische Studenten eintrafen, stellte es sich – wieder einmal – heraus, daß die Beteiligung von deutscher Seite zu gering war, insbesondere wenn man noch berücksichtigt, daß verschiedene Kommilitonen Sonderwünsche geäußert hatten, die nicht zu erfüllen gewesen waren. Also blieb die Hauptlast bei den vier Mitarbeitern des Auslandsreferates hängen – aber es lohnt sich nicht, das immer gleiche Klagelied zu singen.

Für das nächste Semester ist nun, gegründet auf die Erfahrungen des letzten, ein neues Brother-Sister-Programm geplant. Das Auslandsreferat beabsichtigt, dazu Wochenendausflüge mit dem AStA-Bus in die Umgebung Frankfurts, sowie Studienreisen nach Berlin und zu den wichtigen Städten Westdeutschlands zu veranstalten, außerdem gemeinsame Abende mit Tanz, Nationalabende und Diskussionen. Freilich, ob das Programm wird durchgeführt werden können, hängt von der Beteiligung der Frankfurter Studentenschaft ab.

H. W.

Für die „Erste Hilfe"
und die Hausapotheke

KAMILLOSAN®
PRÄPARATE
LIQUIDUM · SALBE · SEIFE

HOMBURG

Chemiewerk HOMBURG Frankfurt/Main

ERHÄLTLICH IN ALLEN APOTHEKEN

Doch noch Mensazuschüsse

Vor nunmehr bald zwei Jahren hatte eine Reihe von ernährungsphysiologischen Untersuchungen die Öffentlichkeit alarmiert. Das Max Planck-Institut stellte nämlich fest, daß das Mensaessen an den meisten deutschen Hochschulen beträchtlich unter der notwendigen Kaloriengrenze liegt. Unter diesem Eindruck beschloß der hessische Landtag auf Antrag der FDP, den hessischen Studentenwerken vermittels Zuschuß unter die Arme zu greifen, um so den Studenten ein höherwertiges Essen zu bescheren. Bei der anschließenden Verteilung der Zuschüsse ging Frankfurt dann leer aus.

Auch in diesem Jahr hält der Landeshaushalt DM 200 000,– für diesen Zweck bereit. Frankfurt wurde wiederum übergangen. Grund: Das Studentenwerk hatte die Auflage des Kultusministeriums, die Studentische Darlehenskasse auf DM 100 000,– zu reduzieren und auf diese Weise freigewordene DM 174 000,– in die Mensa „zu stecken", nicht erfüllt. So werden die Frankfurter Mensabetriebe auch weiterhin ohne Zuschuß arbeiten müssen, d. h. das Essen wird teurer werden, wie Vorstandsmitglied Flöhl uns mitteilte, schlechter werden könne es ja nicht mehr!

Studentenparlament und AStA hegen nun einen tiefen Groll gegen das Kultusministerium. Sie weisen darauf hin, daß es sich bei der Forderung, die Darlehenskasse zu reduzieren, um einen widerrechtlichen Eingriff in studentisches Vermögen handele. Das Studentenwerk verwalte nämlich die Darlehenskasse nur treuhänderisch.

Beim Studentenwerk scheint man von dieser „unrealistischen" Sicht nicht viel zu halten. Auf jeden Fall hat man dort die Darlehenskasse buchmäßig keineswegs als Sondertreuhand-Vermögen, sondern schlicht als „Rücklage" ausgewiesen und so den Eindruck, es handele sich um eine unangemessen hohe und stille Reserve, bei den Wächtern der Reichshaushaltsordnung direkt herausgefordert.

Wenn das Ministerium nun eine „Rücklage" von DM 100 000,– zur Darlehensgewährung für ausreichend hielt, wird dieses Urteil nach einem Prüfungsbericht der Deutschen Revisions und Treuhand GmbH, den wir im folgenden auszugsweise wiedergeben, revidiert werden müssen. Es ist zu hoffen, daß dies auch geschieht.

Bereits im Dezember 1959 haben wir an dieser Stelle auf seltsame Praktiken des Studentenwerkes hingewiesen. Die Studentenschaft sollte aus solchen Vorfällen lernen, sich nicht mehr zum Vorspann fremder Interessen machen zu lassen. Auf jeden Fall sollte man auf der Möglichkeit bestehen, die Darlehenskasse aus dem Studentenwerk herauszulösen und in eine Stiftung oder in einen eingetragenen Verein umzuwandeln. Diese Lösung, die die Interessen der Studentenschaft am besten gewährleistet und einen Mißbrauch der Darlehenskasse ausschließt, läßt sich auch gegen den Willen des Studentenwerks-Vorstandes durchführen. Sollte man nicht endlich einmal Fraktur reden?

Bleibt zu hoffen, daß die Mensa-Zuschüsse nun doch noch kommen werden!

●

„Aufgabe der Darlehenskasse ist seit ihrem Bestehen im Jahre 1952/53 im wesentlichen die Hingabe von kurzfristigen, zinslosen Darlehen in der Regel bis zum Höchstbetrag von DM 300,–, in Ausnahmefällen bis zum Betrage von DM 1000,–, mit einer Laufzeit von einem Jahr gegen Bürgschaft. Die Darlehen wurden zur Zahlung von Studiengebühren, Kauf von Lehrbüchern, Bestreitung des Lebensunterhalts und zur Behebung von Notständen aufgenommen. Auch ausländische Studenten, bei denen Zahlungsschwierigkeiten durch nicht rechtzeitigen Eingang des von ihren Eltern überwiesenen Geldes auftreten, erhalten im jeweiligen Einvernehmen mit der Akademischen Auslandsstelle der Universität kurzfristige Darlehen. Bei einem Teil der Darlehen, namentlich wenn sie den Betrag von DM 300,– überschreiten, handelt es sich um Überbrückungsdarlehen, die im Hinblick auf die von den Studierenden beantragten und in Aussicht stehenden Studienbeihilfen gegeben werden.

In diesen Fällen wird vereinbarungsgemäß der Darlehensbetrag von der auszuzahlenden Beihilfe einbehalten. Bei Nichteinhaltung des Rückzahlungstermins wird eine allgemeine Verlängerungsgebühr von zur Zeit 3 % des Darlehensrestbetrages erhoben. Seit dem Geschäftsjahr 1956/57 werden auf Grund einer Genehmigung des erweiterten Vorstandes des Studentenwerks vom 9. Februar 1956 auch langfristige Darlehen für besondere Notstände mit einer Laufzeit bis zu fünf Jahren und einem Zinssatz von 3 % p. a. gegeben. Von der Gewährung langfristiger Darlehen wird grundsätzlich insoweit Abstand genommen, als die Bewerber solche Darlehen aus der Studentischen Darlehenskasse Hessen eV oder der Bundesdarlehenskasse (Bundesförderungsmittel nach dem Honnefer Modell) erhalten können. Dies gilt jedoch nicht für alle Bewerber, so werden u. a. auch Kredite an verheiratete Studenten zur Wohnungsbeschaffung und -einrichtung gegeben.

Ein Stück Entwicklungshilfe

Die Darlehensforderungen verteilen sich zum 31. März 1960 auf rd. 550 Posten (davon rd. 40 Posten mit DM 47 000,– längerfristig) und zum 31. März 1961 auf rd. 650 Posten (davon rd. 50 Posten mit DM 52 000,– längerfristig). Nach einer Statistik des Studentenwerks entfallen von den Darlehen zum 31. Dezember 1960, die von denen zum 31. März 1961 nur wenig abweichen, DM 46 500,– auf 144 Ausländer bei insgesamt 454 Ausländern an der Universität. Unter den ausländischen Darlehensnehmern aus 20 Ländern sind vor allem Angehörige von Entwicklungsländern (insbesondere Iran und Vereinigte Arabische Republik) sowie der Türkei und von Griechenland zu nennen.

Eine studentische Selbsthilfeeinrichtung

Dem Darlehensfonds, aus dem die Mittel für die Darlehenshingabe herrühren, wurden in den letzten Jahren bis einschließlich 1959/60 DM 2,50 je Student und Semester aus dem allgemeinen Beitrag zugewiesen. Der Vorstand des Studentenwerks beschloß am 12. Dezember 1957 im Einvernehmen mit den Vertretern der Studentenschaft, aus sachlichen Erwägungen heraus den Darlehensfonds bis zu einer Höhe von DM [illegible] 000,– aufzustocken. Im Geschäftsjahr 196[illegible] (1. April bis 31. Dezember 1960) wurde jedoch keine Zuführung mehr vorgenommen; dies ist auch für das Jahr 1961 beabsichtigt. Die zweckgebundenen langfristigen Mittel (Darlehensfonds) des Studentenwerks weisen in den letzten Jahren folgende Höhe auf:

	rd. DM
31. 3. 1956	114 900,–
31. 3. 1957	169 300,–
31. 3. 1958	205 500,–
31. 3. 1959	237 500,–
31. 3. 1960	274 700,–
31. 3. 1961	274 700,–

Gegenwärtige Höhe gerechtfertigt

Bei einer Gegenüberstellung der Höhe des Darlehensfonds mit den Darlehensforderungen zu den einzelnen Stichtagen zeigt sich, daß der Darlehensfonds in den Jahren 1956/57 und 1957/58 etwa DM 30 000,– über den Darlehensforderungen lag. Dieser als erforderliche Liquiditätsreserve anzusprechende Unterschied ist in den folgenden Jahren weiter gewachsen und betrug zum 31. März 1960 DM 96 000,–; inzwischen ist er zum 31. März 1961 auf DM 44 000,– abgesunken. Mit Rücksicht darauf, daß die höchste Beanspruchung erfahrungsgemäß jeweils Ende des Sommer-Semesters liegt, ist dieser Betrag zur Wahrung der Zahlungsbereitschaft als erforderlich anzusehen. Da auf Grund der Gegebenheiten die Studentenzahl weiter steigt, wird, sofern der durchschnittliche Darlehensbetrag je Student nicht vermindert wird und in der Zukunft keine Zuführungen mehr zum Darlehensfonds erfolgen, die noch bestehende Liquiditätsreserve in absehbarer Zeit verbraucht sein. Der Darlehensfonds erscheint daher in seiner gegenwärtigen Höhe erforderlich."

Berufungen an die Universität Frankfurt:
Philosophische Fakultät:
Prof. Dr. Paul Stöcklein, Saarbrücken, auf das Extraordinariat für Neuere deutsche Philologie, unter gleichzeitiger Ernennung zum Mitdirektor des Deutschen Seminars
Prof. Stöcklein wurde zum ordentlichen Professor (persönlicher Ordinarius) ernannt

Ernennung zum ordentlichen Professor (persönlicher Ordinarius):
Prof. Dr. Wilhelm Krücke, Neuropathologie

Lehrstuhlvertretungen:
Dozent Dr. Haro von Buttlar, Darmstadt, wurde mit der Wahrnehmung eines Teils der Lehrverpflichtungen im Fach „Experimentalphysik" beauftragt
Prof. Dr. Hans Paul Bahrdt, Technische Hochschule Hannover – Ordinariat für Soziologie –

Verleihung der Bezeichnung „außerplanmäßiger Professor":
Priv.Doz. Dr. Werner Hellriegel
Priv.Doz. Dr. Gustav Hauberg
Priv.Doz. Dr. Rolf Frowein
Priv.Doz. Dr. Hans Günther Kroneberg
Priv.Doz. Dr. Ernst-Friedrich Pfeiffer

Neue Lehraufträge:
Prof. Dr. Wilhelm Schroeder – Luftfahrtmedizin –
Peter Paul Toma – Maschinelle Übersetzung –

Rufe an andere Universitäten:
Erhaltene Rufe:
Prof. Dr. Herbert Pilch hat einen Ruf auf das neugeschaffene Ordinariat für „Englische Philologie" an der Universität Freiburg erhalten.
Prof. Dr. Friedrich Beck hat einen Ruf auf das neugeschaffene Ordinariat für „Theoretische Atom- und Kernphysik" an der Universität Tübingen erhalten.
Angenommene Rufe:
Prof. Dr. Rolf Ortmann hat den Ruf auf den ordentlichen Lehrstuhl für „Anatomie" an der Universität Köln angenommen.
Abgelehnte Rufe:
Prof. Dr. Erich Heinz an die University of Louisville
Prof. Dr. Theodor W. Adorno hat die Einladung, eine Gastprofessur an der Brandeis-University in USA zu übernehmen, wegen seinen Frankfurter Lehrverpflichtungen abgelehnt.

Ehrungen und Ernennungen:
Priv.Doz. Dr. Horst Zimmermann wurde zum Mitglied der American Histochemical Society gewählt.
Prof. Dr. Gerhard Bersu wurde zum Mitglied des Instituto Italiano di Preistoria e Protostoria in Florenz ernannt.
Prof. Dr. Willy Hartner wurde in den Ständigen Ausschuß der Europäischen Rektorenkonferenz für die Periode 1961–64 gewählt.

Institute und Seminare:
Prof. Dr. Otto Karow wurde für das Sommersemester 1961 mit der kommissarischen Leitung des Orientalischen Seminars beauftragt.
Prof. Dr. Friedrich Beck [illegible] zum Mitdirektor des Instituts für Theoretische Physik ernannt.

FREUNDE UND FÖRDERER

Neue Einzelmitglieder:
Professor Dr. phil. Paul Kluke, Frankfurt am Main
Oberbaurat Dipl.-Ing. Werner Blancke, Frankfurt a. M.
Johannes Krause, Wiesbaden
Bundesbahnoberrat Ernst Sch[illegible] Frankfurt am Main
Dr. Wolfgang Gäbelein, Düsseldorf

ESG

Gottesdienste
Sonntag 10.30 Uhr in der Kapelle des Studentenhauses
Abendmahlgottesdienst zum Semesterschluß:
26. Juli, 19.15 Uhr, Kapelle

Hochschulabende
5. Juli: Ethos im Beruf
12. Juli: Bibel im Gebrauch
jeweils um 19.15 Uhr in der Kapelle des Studentenhauses

Gastverträge
21. Juni: Privateigentum als Ordnungsprinzip (Prof. Dr. Coing)
28. Juni: Der Christ und sein Eigentum (Prof. D. Steck)
19. Juli: Die Entstehung des Lebens (Privatdozent Dr. med. Zahn)
jeweils 19.15 Uhr im Hörsaal F der Universität

Sonstige Veranstaltungen
14. Juli: Familien- und Gesellschaftsstruktur in Deutschland
21. Juli: Geselliger Abend
28. Juli: Internationales Essen
jeweils 20.00 Uhr, Raum 107, Studentenhaus
7. Juli, 20.00 Uhr, Sommerfest im Ruderclub Germania
8./9. Juli: Studientagung in der Evangelischen Akademie Arnoldshain/Ts.
Thema: Du sollst nicht töten
Referenten:
Kirchenpräsident D. Martin Niemöller
Prof. Dr. Künneth, Erlangen
Abfahrt mit Sonderbus am 8. Juli um 14.00 Uhr ab Opernplatz.
Anmeldungen für die Tagung werden im Sekretariat der ESG entgegengenommen.

KSG

Gottesdienste
Sonntags
9.00 Uhr, Akademischer Gottesdienst in der Kapelle des Studentenhauses.
Mittwochs
Die Gemeinschaftsmesse in der Kapelle des Studentenhauses Alfred Delp sowie die Missa für Mediziner in der Rektorats-Kapelle des Städtischen Krankenhauses fallen in diesem Semester aus!
Donnerstags
19.15 Uhr, Abendmesse in der Kapelle des Studentenhauses.
Freitags
8.00 Uhr, Kollegmesse in der Kapelle des Studentenhauses Alfred Delp.

Beichtgelegenheit
Sonntags von 8.00 bis 8.45 Uhr und donnerstags von 18.30 bis 19.00 Uhr vor Beginn des Gottesdienstes in der Sakristei des Studentenhauses der Universität (Eingang durch die Kapelle).

Sprechstunden des Studentenpfarrers
werden bis zum Ende des Sommersemesters 1961 von Herrn Pater Heinrich Bacht SJ, St. Georgen wahrgenommen, da Herr Pfarrer Dessauer erkrankt ist.
Sprechzeit: jeden Dienstag von 15.00 bis 17.00 Uhr im Studentenhaus Alfred Delp, Beethovenstraße 28.

Sonstige Veranstaltungen
Montag, 10. Juli
Öffentlicher Vortrag: 20.00 Uhr c. t. in der Aula der Universität.
Thema: „Christentum und Islam".
Donnerstag, 13. Juli
Sozialwissenschaftliche Arbeitsgemeinschaft: 20.15 Uhr im Sitzungszimmer Alfred Delp-Haus.
Thema: „Die soziale Gerechtigkeit".
Referent: „Dr. Edgar Harsche, Gießen.
Montag, 17. Juli
Offener Abend des Studentenpfarrers: 20.00 Uhr c. t. im Festraum Alfred Delp-Haus.
Thema: „Möglichkeiten und Grenzen des Psychotests".
Referent: Prof. Dr. Peter Hofstätter, Wilhelmshaven.
Dienstag, 18. Juli
Religiöse Fuchsenstunde: 17.30–19.00 Uhr im Festraum Alfred Delp-Haus.
Thema: „Doppelte Moral".
Referent: P. Röttges SJ, Frankfurt.
Mittwoch, 19. Juli
Medizinische Arbeitsgemeinschaft: 20.00 Uhr c. t. im Sitzungszimmer Alfred Delp-Haus.
Thema: „Zur Pathologie der Sexualität".
Referent: PD Dr. Rudolf Degkwitz, Frankfurt.
Sonntag, 23. Juli
Semester-Schlußgottesdienst, 9.00 Uhr s. t. in der Aula der Universität.
Sonntag, 23. Juli
Sommerfest: 19.00 Uhr, Festsaal des Studentenhauses der Universität, Jügelstr. 1. Karten zum Preise von DM 2,– ab 10. Juli im Sekretariat erhältlich.

DAAD

Forschungsstipendien des Europarates für 1962
Der Europarat gewährt auch für das Jahr 1962 wieder eine Reihe von Stipendien für Forschungsarbeiten über europäische Fragen. Bewerber um diese Stipendien, die mit 6000 NF für die Dauer von zwölf Monaten dotiert sind, können Vorschläge für Forschungsarbeiten über folgende Themen einreichen:
1. Politische, juristische, wirtschaftliche und landwirtschaftliche, soziale, erzieherische und wissenschaftliche Fragen der europäischen Integration.
2. Die europäische Zivilisation auf dem Gebiet der Philosophie, Geschichte, Literatur und der Künste.
3. Europäische Jugendfragen.

Die Bewerber müssen die deutsche Staatsangehörigkeit besitzen oder als Flüchtlinge aus den Ostblockstaaten ihren ständigen Wohnsitz in der Bundesrepublik oder in Westberlin haben.
Nähere Auskünfte über die Forschungsstipendien erteilt der Deutsche Akademische Austauschdienst (DAAD), Bonn, Nassestraße 11, Stichwort „Forschungsstipendien", bei dem auch die Bewerbungsformulare anzufordern sind. Bewerbungen müssen bis spätestens 20. Juli 1961 unmittelbar an den DAAD gerichtet werden.

VON ANDEREN HOCHSCHULEN

FDJ mißtraut ihren Mitgliedern
Ein Beispiel für die Einschätzung der Studenten durch die FDJ ergab sich jüngst bei einem Austausch von Studentengruppen zwischen der Fachschaft Elektrotechnik der Technischen Hochschule Darmstadt und der Hochschule für Elektrotechnik Ilmenau in Thüringen. Den ersten Besuch machten die Westdeutschen; sie revanchierten sich durch eine Einladung an fünfzehn Studenten aus Ilmenau, die zum Teil persönlich eingeladen wurden. Nach längerem Hin und Her – die Ilmenauer FDJ-Hochschulgruppe verlangte Garantien für die persönliche Sicherheit der Besucher, die ihr nach den Vorfällen in Marburg anläßlich der Rede Dr. Dieckmanns nicht mehr gewährleistet schien – kamen schließlich nur sechs. Die Besucher konnten auf Fragen, warum denn so wenig gekommen seien, offensichtlich keine schlüssige Antwort geben. Sie offenbarten sich jedoch in einer Diskussion mit der Redaktion der „darmstädter studentenzeitung". Es sei gar nicht wünschenswert, daß möglichst viele Studenten aus Mitteldeutschland die Verhältnisse im anderen Teil Deutschlands kennen lernten – so erläuterten die Gäste aus Ilmenau – sondern eine kleine, repräsentative Gruppe, die die Anschauungen des eigenen Staates vertreten könne. Der Schluß liegt nahe: die Mehrzahl ist nach Ansicht der FDJ dazu offensichtlich nicht in der Lage – und nicht willens. dpd

Spaltung
Der Ring Christlich Demokratischer Studenten (RCDS) und der Liberale Studentenbund Deutschlands (LSD) sind aus dem Politischen Forum an der Universität Tübingen ausgetreten und haben mit dem Sozialdemokratischen Hochschulbund (SHB) einen Ring Politischer Hochschulgruppen gegründet. Den ging ein Tauziehen um die Aufnahme des SHB in das Politische Forum voraus. Die Mehrheit des Forums hatte sie abgelehnt. Daraufhin hat der Ring Politischer Jugend (RPJ) in Stuttgart dem Forum die finanzielle Unterstützung entzogen. Mit dem Zerfall des Forums, dem außer dem SDS noch fünf freie Gruppen angehören und das mehr Mitglieder umfaßt als der Ring Politischer Hochschulgruppen, wird noch bis Ende dieses Jahres gerechnet. akd

Mensa-Streik in Kiel
Nachdem die Preise des Mensa-Essens in Kiel erhöht worden sind, streikte die Studentenschaft am 4. Mai 1961 in einer vorbereiteten Protestaktion vor dem Mensagebäude. Die Preissteigerung in Kiel ist bereits die zweite innerhalb von zwölf Monaten. Das Essen soll jedoch trotz der zweimaligen Erhöhung weder qualitativ noch quantitativ verbessert worden sein.
Inzwischen ist in Kiel eine Kommission zusammengetreten, um über die entstandenen Schwierigkeiten zu diskutieren. Die Kommission setzt sich aus dem Rektor der Universität, Magnifizenz Prof. Dr. E. Burck, dem Kurator, Vertretern des Studentenwerks und der Studentenschaft zusammen. Auf Beschluß der Kommission stellt das Studentenwerk einen Investitionsplan über die Kosten auf, die notwendig würden, wenn das Studentenwerk die Leitung der Mensa übernähme. Die Kieler Mensa, die wegen der „großen Verluste" bis zum 9. Mai ihren Betrieb stillgelegt hatte, liegt bisher nicht in der Verantwortung des Studentenwerks. – Wie außerdem bekannt wurde, will auch die münsterische Mensa ab 1. Juni ihre Essenpreise erhöhen. studpress

Luise Pollinger
Papier · Bürobedarf · Drucksachen · Schreibmaschinen und Schreibmaschinen-Reparaturen
Füllhalter-Reparaturen innerhalb 24 Stunden in eigener Werkstatt · Selbstbedienung:
Bockenheimer Landstraße 133 · Fernruf 77 63 77
Kollegbedarf
Füllhalter
Feinpapiere
Geschenke
Büro-, Zeichen-, Schulartikel
Frankfurt am Main · Bockenheimer Landstraße 131 · Fernruf 77 55 89

foto WAGNER berät Sie in allen Foto-u. Kinofragen
FRANKFURT/M · BOCKENHEIMER WARTE · RUF 771657
Nur 1 Minute von der Universität!

Ein Rabe macht noch keinen Sommer

In diesem Semester studieren 500 Ausländer in Frankfurt. Was tut die Universität, was tun wir, um ihnen den Aufenthalt zu erleichtern? Nun, da ist die Studienberatung, sind internationale und nationale Vereinigungen, die beim Sommerfest „zur Auflockerung des Programms" Volkstänze aufführen dürfen. Da ist das brother-sister-System, genauer gesagt, „es läuft an", hoffentlich nicht rot vor Beschämung. Da ist ferner der Familienkontakt, den die Ausländer angeblich nicht mögen, vielleicht verständlich, wenn bundesdeutsche Papis ihren Kindern zu Weihnachten mal nen echten Mohrenkönig bescheren wollen. Dann sind da ausländische Studenten, die am Wochenende im Studentenhaus herumsitzen und sich trotz des „reichhaltigen Angebots" an Veranstaltungen langweilen, ist ja auch, im Vertrauen, meistens Eintopf. Ein paar Studienreisen, die so erfolgreich sind, daß immer die Hälfte der Bewerber abgewiesen werden muß; einmal in der Woche Klubabend mit 20–30 Mann: „Wir haben ein eigenes Liederbuch" – und einen „Internationalen Studentenclub", in einem abbruchreifen Haus, tagsüber starren einen die leeren asketischen Holzsessel an, bleiche Wände mit epigonal-modernen Stricheleien und Schullandkarten, die die weite Welt symbolisieren. „Wir kennen das, was ein Ausländer sucht. Wenn er es von uns bekommt, wird er keine besonderen Wünsche haben, sondern sehr dankbar sein."

Die Tätigkeit des mit der Betreuung betrauten AStA-Referates wurde an dieser Stelle schon gewürdigt. Es ist allerdings nur eine der Stellen und Organisationen, die unter der Federführung des Akademischen Auslandsamtes im „Koordinierungsausschuß" zur Aufteilung der Bundeszuschüsse sitzen. Dieser kam 1960 nach einigem Zögern zustande, da man seine Mitsprache nicht wünschte, um die Stelle des hauptamtlichen Betreuers zu besetzen. Inzwischen ist die Koordinierung so weit gediehen, daß im nächsten Semester ein „Sammelprogramm" für Ausländer bestehen wird. Wer kein Programm hat, der sammelt eben. Denn der ausländische Student soll ja „wählen können", „ganz frei sich entschließen", jeder Zwang sei uns ferne. Dabei wird Demokratie anscheinend wieder mal mit Laissez-faire verwechselt. Ein Laissez-faire, das ganz gut zu gewissen väterlich-elitären Einstellungen paßt: „Es gibt unter den Ausländern einige, mit denen zu beschäftigen sich wirklich lohnt." Wahrscheinlich lohnt sich die Betreuung überhaupt. Aber gerade deshalb sollte man nicht aus Angst vor dem „Massenbetrieb" nur mit ein paar Stipendiaten von Mensch zu Mensch Völkerverständigung treiben. Sicher, die Arbeitsüberlastung entschuldigt vieles. Denn wie es heißt, müssen auch oft nach Bonn weiterreisende arabische und andere Delegationen auf dem Flughafen gebührend empfangen werden . . .

Ein großer Teil der in der Bundesrepublik studierenden Ausländer spricht von Diskriminierung und mangelndem Kontakt. Hat es da noch Sinn, die „Gemeinschaftshaltung" der Universität und die „menschliche Haltung" des einzelnen Studenten zu beschwören? Das sind so schöne Leitbilder, metaphysische comicstripes. Und in die Metaphysik wandert ein, was real nicht mehr besteht. An der Universität findet sich heute eine Gesellschaft im kleinen mit hartem Konkurrenzkampf, innerhalb derer die Ausländer ein typisches Minderheitenproblem darstellen. Das läßt sich nicht lösen, indem man auf ihre eigene Initiative vertraut, die sie, wenn sie sich „fremd" fühlen, doch kaum entwickeln können. Womöglich wird dann darüber geklagt, daß viele ausländische Studenten „empfindlich, eigenwillig und kritisch" seien. Hier ist aber gerade das Zeichen einer mißlungenen oder die Aufgabe für eine rechtverstandene Betreuung. – Von den deutschen Kommilitonen sollte da ebenfalls keine große Initiative erwartet werden, wenn auch aus anderen Gründen. Die Wissenschaftsspießer sind unter uns – und in uns. Allerdings helfen vereinzelte „Freundschaften" sowieso nicht viel. Nötig wäre vernünftige Planung jenseits von autoritärer Bürokratie und ein paar Ideen jenseits der üblichen Romantik („Betreuung ist nicht erlernbar." – „Die Technik ist dabei unwichtig.") Danckwortt hat in seiner bekannten Studie nicht nur die Situation der ausländischen Studenten beschrieben, sondern eine Reihe konkreter Vorschläge gemacht. Dazu heißt es bezeichnenderweise: „Das ist alles zu theoretisch, das sagt einem alten Praktiker nichts, einem Neuling fast zuviel", und: „Was sich in Jahrzehnten nicht änderte . . ." Wirklich nie? cc

Joachim Lippschitz

Joachim Lippschitz, Innensenator von Berlin, ersparte den Zuhörern seines Vortrages über „Probleme der Wiedervereinigung", den er am Vorabend zum Jahrestag des Volksaufstandes in der SBZ auf Einladung der Frankfurter Gruppe des Sozialdemokratischen Hochschulbundes hielt, keine Tatsache, die geeignet war, die übliche Besinnung zu fördern. Die anschließende, ausgedehnte Diskussion machte deutlich, wie notwendig dies ist.

Undogmatisch gab Lippschitz eine Art Lagebericht. Thesenartig lassen sich seine Ansichten zusammenfassen: Die Spaltung unserer Nation sei eine Tatsache, vor der man sich nicht in ein utopisches Plänemachen flüchten dürfe, das die Wirklichkeit überspiele. Der augenblickliche Zustand sei für die Sache des Westens immer noch die beste Lösung und durch nichts sei er gezwungen, Alternativvorschläge zu entwickeln, die nach Lage der Dinge nur dann realistisch wären, wenn sie einer Selbstaufgabe gleichkämen, einer Kapitulation vor Ulbricht. Das scheine ernstlich wohl niemand vorzuhaben.

Die Behauptung des status quo in Berlin gelte als Versicherung für die Zonenbewohner, daß sie nicht bereits aufgegeben seien und biete ein Refugium für diejenigen, die dem Druck des sowjetzonalen Staatsapparates nicht mehr standhalten können. Diese Funktion von Berlin sei in jedem Falle zu erhalten. Ein gewichtiges Moment der ungestümen Attacken Chruschtschows in der Berlin-Frage, die mit einem Ultimatum eröffnet wurden, das ablief, ohne daß von irgendeiner Seite der Beteiligten etwas geschehen war, sind nach Lippschitz die wirtschaftlichen Schwierigkeiten, in die das Ulbricht-Regime durch den beständigen personellen Ausverkauf der SBZ hineinsteuert. Daneben ist die Tatsache, daß mittlerweile jeder siebte Bewohner der Ostzone sich im Westen befindet, die Existenz von überfüllten Aufnahmelagern in Westberlin, keine Empfehlung für die von beiden Seiten umworbenen Führer der nun unabhängigen ehemaligen Kolonialstaaten, sich für die Segnungen des östlichen Sozialismus zu entscheiden.

Die Ungeduld Chruschtschows in seinem Drängen nach einer Lösung des Berlin-Problems, die ihm den peinlichen Hinweis auf bestehende Unzufriedenheit seiner Untertanen ersparen könnte, ist nicht zu übersehen. Bei ihrer Verwirklichung sind ihm aber, und daran ist er nicht besser dran als seine Amtsbrüder im Westen, ganz enge Grenzen gesetzt, in denen er das Bestehende verändern kann.

Lippschitz vertrat die Ansicht, daß im Fall Berlin die Zeit gegen Chruschtschow arbeite. Das scheine der Kreml-Chef auch zu merken, der in bezug auf Berlin in seinen Verhandlungen sichtlich um Tempoverlust bange und stets versucht sei, die Berlin-Frage zum erstrangigen Problem der Weltpolitik hochzuspielen.

Die taktische Aufgabe des Westens besteht heute darin, das Berlin-Problem von seiner exponierten Stellung wieder zu verdrängen und ihm die Bedeutung zu erhalten, die ihm in der weltpolitischen Auseinandersetzung als einem Randproblem auch zukommt. Stellt es nicht das wichtigste Problem dar, so ist es doch ohne Zweifel das schwierigste. Es wäre unfair, obwohl die Ungeduld des Bundesbürgers darin verständlich wirkt, zu verlangen, daß es als erstes gelöst wird. Geduld ist keine Schwäche.

Gefährlich ist allerdings, so betonte der Berliner Senator, die Erwartung, daß Chruschtschow aus innenpolitischen Spannungen oder Reibereien in der Sowjetführung heraus einmal gezwungen sein wird, Zugeständnisse in der Berlin-Frage oder auch der Wiedervereinigung zu machen. Damit wird die Gefahr eines fatalistischen Verhaltens in der Politik beschworen, das zur Untätigkeit verurteilt. Es kommt darauf an, die realen Möglichkeiten zu erkennen und zu nutzen. Von Willy Brandt, dem Regierenden Bürgermeister von Berlin, stammt die Losung, die auch die Meinung der Berliner selbst wiedergibt, „Keine Lösung ist besser als eine schlechte". W. Kowarsch

Ohne Glanz

Die Aula erstrahlte nicht in ihrem vollen Glanz, als am 31. Mai 1961 die Hochschule für Erziehung feierlich eröffnet wurde. Im Gegensatz zu den Honoratioren waren die Studenten der neuen Hochschule einer Einladung nur spärlich gefolgt.

Kultusminister Prof. Schütte würdigte in einer aphoristischen Betrachtung die Entwicklung der hessischen Lehrerbildung. Die für den Pädagogen notwendige Einsicht in das Gefüge der Zeit sei nur in Verbindung mit der Universität möglich. Deshalb habe man den Ort der Lehrerbildung an die Universität verlegt.

Der Präsident der Hochschule, Prof. Heydorn, betonte, das Verhältnis der Hochschule zur Universität bleibe der Entwicklung überlassen und sei durch Gesetz nicht zu lösen. Die Hochschule wünsche keine Sonderveranstaltungen der Universität für ihre Studenten. Jugenheim sei lange Vorort der Lehrerbildung gewesen. Er hoffe, daß dies in Frankfurt einmal ähnlich sein werde.

Das war der feierliche Abschluß einer unerfreulichen Auseinandersetzung, die zwischen dem AStA und dem Kultusministerium, vor allem in der Presse, ausgetragen worden war. Die unzulänglichen Räumlichkeiten für die neue Hochschule, und die in Frankfurt katastrophalen sozialen Verhältnisse bildeten dabei die Hauptangriffspunkte. Die meisten dieser Probleme sind noch heute ungelöst. Daher der eindringliche Aufruf von Rektor und AStA sich auf die sachliche Arbeit zu konzentrieren. Die Dignität des Hochschulstudiums hat ein plötzliches Ansteigen der Bewerber für den Volksschullehrerdienst bewirkt. Der Wunsch des Kultusministers ist somit in Erfüllung gegangen. Die neue Hochschule ist nun in das Stadium der Bewährung eingetreten. srt

Rotter Vorsitzender

Auf einer Konferenz des VDS-Landesverbandes Hessen, die am 19. Juni in Darmstadt stattfand, wurde der Frankfurter AStA-Vorsitzende Hartmut Rotter zum neuen Landesverbandsvorsitzenden gewählt. Trotz der auf der letzten Mitgliederversammlung des Verbandes Deutscher Studentenschaften im März dieses Jahres beschlossenen Abschaffung der Delegiertenkonferenz wählten die hessischen Studentenvertreter außerdem vier neue Delegierte nach. Sie wollen damit demonstrativ zum Ausdruck bringen, daß sie die in Bonn beschlossene „VDS-Umstrukturierung" (vgl. DISKUS Nr. 3) nach wie vor ablehnen. Wohl aus diesem Grund weigerten sie sich auch, die Ordnung des Landesverbandes der veränderten Situation anzupassen.

Voller Ironie berichtete er aus seinem Amt scheidende Vorsitzende Wessing über eine Tagung des Delegiertenrates in Bonn. Die Bonner Geschäftsstelle sei auf Grund der neuen Verbandsstruktur vollkommen von den Mitgliedshochschulen isoliert. Der VDS-Vorsitzende Dr. Steer habe sich deshalb bereits auf eine Rundreise begeben, um mit den einzelnen AStA wenigstens auf diese Weise in Kontakt zu bleiben. Man erwäge bereits die Wiedereinführung der Delegiertenkonferenz.

Die hessischen Studentenvertreter wandten sich wiederum gegen die von der Landesregierung geplante Umwandlung der Studentenwerke in Landesanstalten (vgl. DISKUS Nr. 4). Die dem Kultusministerium im § 17 des Gesetzentwurfes eingeräumte Ermächtigung zu Rechts- und Verwaltungsvorschriften komme einem Weisungsrecht gleich. Die zugesicherte Anstaltsautonomie erweise sich damit als eine leere Deklamation.

Die Konferenz bedauerte, daß Kultusminister Prof. Dr. Schütte ein dem ehemaligen VDS-Vorsitzenden Wetzel brieflich gegebenes Versprechen, den Gesetzentwurf bis zur Vorlage eines Hochschulrahmengesetzes zurückzustellen, nicht eingehalten habe. Man hofft, daß das Ministerium wenigstens die Zusagen, die sich auf das neue Hochschulrahmengesetz beziehen, in die Tat umsetzen wird.

Ansonsten scheinen die hessischen Studentenvertreter kurz treten zu wollen. Nach der erfolgreichen Arbeit der letzten beiden Jahre ist man nun in die Pause gegangen. Eig. Bericht

1. Hochschul-Vergleichs-Turnier im Reiten
am 22. und 23. Juli 1961
auf dem Rettershof bei Königstein/Ts.
Beginn: 22. Juli, 14.00 Uhr

studiobühne · theater absurdes und keines

Beide Stücke, Adamovs „Appell" (Regie: Stammler/Schmidt) und Ionescos „Opfer der Pflicht (Regie: Höller/Wieus), sind Stücke der frühen Phase ihrer Autoren, 1950 und 1953 entstanden. Adamov, der zu dieser Zeit noch mit etwas Grund zum absurden Theater zu zählen war, entfernte sich freilich gerade im „Appell" von ihm und gibt parabolisch eine Aussage mit allen Aspekten einer Aussage, auf die absurdes Theater von vornherein verzichtet, „denn das Leben sagt ja auch nichts aus" (Hildesheimer). Mit der Figur des „Verstümmelten" (Bernd Joachim Will) konfrontiert er Individuum und anonyme Instanz oder Staatsapparat oder Mechanik des Gesetzes welches immer auch Sanktionierung der Mechanik ist oder Mächtigkeit des Allgemeinen oder wie man es sonst nennen will. Die Determiniertheit des Einzelnen, sein Ausgesetzt- und Ausgeliefertsein reduziert ihn, am Körper sichtbar gemacht, zum Torso im Karren. Das am Anfang schon vorgezeichnete Ende läßt zwar nicht stärkstes Theater, dafür aber Stationendramatik erwarten. Die Erwartung wird eingelöst, und in der Tat ist der Einfluß Strindbergs evident in jenen blockartig oder eben stationenartig hintereinandergestellten Szenen, in denen ruckweise die Verstümmelung fortschreitet, der Partner „Instanz" ist bis auf eine geringfügige Änderung des Habitus und nicht einmal des Habitus am Ende sich selber gleich geblieben, reagiert gleich, gibt die gleichen Anordnungen und im Ausschwingen kehrt das Stück zurück zum Anfang. Das Fatale ist freilich, das innerhalb einer so gearteten Parabolik doch viel vom Intrigetheater übrigblieb, fatal ist auch des Autors Gefügigkeit psychologischer Motivation gegenüber, – die Eifersucht der Schwester / Erna hilft nicht / Erna ist suspekt / Neffer intrigiert / Revolutionär vernachlässigt die Familie / Neffer buckelt / u. a. –, Episoden, die in allem auch Bewegungselemente des Stückes sind und die Parabel zum Intrigenspiel herunterbringen; Kram und Seelenplunder des Boulevardtheaters wohnen da nur um die Ecke. Zur Rechtfertigung seinen Kafka herauszuholen, ist für den „Appell" illegitim und dazu tolpatschig, so sehr beiden das Moment etwa der radikalen Darstellung von Ausweglosigkeit gemeinsam ist oder der exakt vollzogenen Destruktion; der Zopf des Adamovschen Stückes ist sein Mangel an Skurrilität der Sprache und der Situation, zudem schwitzt es Pathos aus, mit dem Destruktion plausibel gemacht werden soll und gerät so in die Nähe expressionistischen Geschreis. Expressionismus war nun aber Kafkas Intention wirklich zu allerletzt, Kafkas Beobachterkühle, die auch das Groteske sachlich registriert und auf diese Weise noch steigert, auch seine Verschränkung von Komischem und Tragischem verweisen, wenn schon auf Adamov, dann auf dessen „Professor Taranne", wieviel mehr aber im Grotesk-Komischen auf Ionesco, der im „Opfer der Pflicht" eine knallende Vorstellung des Absurden Theaters erstens und zum zweiten wie Salz an die Suppe seine eigene dramatische Theorie gibt: Nickolaus zwei: „Wir geben das Prinzip der Identität und die Einheit der Charaktere auf, zugunsten der Bewegung . . . die Persönlichkeit existiert nicht . . . das Tragische wird komisch, das Komische wird tragisch . . ." etcetera etcetera. Mallot wird gesucht, Mallot mit t, man wird ihn nicht finden, auf der Suche nach Mallot schlüpfen von der einen in eine andere Haut Choubert, Madeleine, ein Polizist. Der Mann Choubert wird der Schauspieler Choubert wird Choubert wird das Kind Choubert, die Frau Madeleine wird Geliebte Madeleine wird die Frau des Polizisten wird die Mutter Chouberts, der Polizist wird der Polizist wird der Vater Chouberts wird der Polizist und mit zwanzig Jahren erstochen von Nickolaus zwei, der sich nicht verwandelt sondern bleibt wer er ist: „Wir geben das Prinzip der Identität auf . . ." etcetera siehe oben. Der proteische Charakter von Zeit und Raum und Person; die zugunsten einer Simultaneität – in der im Grunde aller Personen Zeiten zugleich und aller Personen Orte zugleich wie in Collagen zusammenwirken – aufgegebene Kontinuität, der beim Wort genommene und dem aufs Maul geschaute Nachbar, das Zitat des Zitats, der ironisch verklärte Gründerschnörkel in Sprache und Interieur, der Einbruch des Phantasmagorischen und Beängstigendem ist vom Ensemble, Lothar Schwab furios voran, mustergültig mit allen absurden Absuden getränkt, auf die Bühne geschmissen worden. R.T.

Johannes Alt
Die Buchhandlung für den Mediziner · Frankfurt a. M.-Süd 10
Gartenstraße 134 · Tel. 61993
Haltestelle Hippodrom

Fachbuchhandlung und Antiquariat für Medizin und Naturwissenschaft

Peter Naacher
Buchhandlung für Universitätswissenschaften
Bockenheimer Landstr. 133
Zentrale: Steinweg 3
Ruf 26641, 68 76 44

Bücher für Ihr Studium · Literatur unserer Zeit
Wesentliche Veröffentlichungen des In- und Auslandes

Patrick McKelvey Negro Folklore

Blues, Paradigma amerikanischen Südens, Wurzel und Inspirator der „jazzscene" bis in die heutige „soulmusic" hinein, Prüfstein, an dem sich Begeisterung und Mode scheiden, schien die Basis eines Konzerts zu sein, das der amerikanische Sänger und Gitarrist Patrick McKelvey unlängst im Festsaal des Studentenhauses gab. Die Ankündigung, dekorativ auf braunes Packpapier gedruckt, hatte von Blues gesprochen, doch das Konzert brachte andere Aspekte.

Patrick McKelvey, geboren in Oklahoma und aufgewachsen im Rassendilemma von Little Rock begann sich früh mit negroider Volksmusik zu beschäftigen. Fasziniert durch den singend vollen Klang der zwölfsaitigen Gitarre, die auch der wohl bedeutendste amerikanische „folksinger" Huddie Leadbetter, genannt Leadbelly, als Begleitinstrument benutzte, wandte er sich diesem Instrument zu, das eigentlich nur von wenigen Musikern gespielt wird.

Schon nach McKelveys erster „Nummer", einer Paraphrase des alten „freight train blues" kristallisierten sich die Eigentümlichkeiten seiner Musizierweise heraus. Patrick McKelveys Gitarrespiel liegt zwischen der Bluesgitarre Big Bill Broonzys (durchlaufender Baß mit bluesgesanglichen Akkord- und „single note"-einwürfen) und der mehr volkstümlichen Gitarre Leadbellys (Begleitfunktion mit starken rhythmischen Verschiebungen). Allerdings sind andere Einflüsse nicht zu verkennen, besonders in dem exzellenten Solo zu „nobody knows you when you're down and out", in dem er nach Manie der ältesten Bluesgitarristen die Melodie stimmig über einen durchlaufenden Grundbeat spielte.

McKelveys Gesang steht allerdings vollkommen in der Tradition der weißen Volkssänger, ihm gelingt nicht jene schwingende Kopfstimme der schwarzen Bluessänger. Selbst wenn er diesen Mangel durch Anrauhen der Stimme zu ersetzen versucht, wird sein Gesang nicht Bluesgesang. Dabei besitzt er zweifellos eine sehr negroide Intonation, doch ihm fehlt das Timbre, das aus einem zwölftaktigen, schwarz intonierten Lied einen Blues werden läßt. Und so wurde aus dem Charakter seines Gesanges, seinem Repertoire, das zu einem großen Teil aus weißen und schwarzen Spirituals, Worksongs und Balladen besteht, deutlich, daß er mehr der Folklore als dem Blues verpflichtet ist. Hier allerdings leistet er Bedeutendes. Seine Versionen von „relax your mind" und „you've been on the job to long", und besonders der von ihm selbst gedichtete „Powers song" können sich durchaus mit ähnlichen Liedern Leadbellys und Woodie Guthries messen, sind weitaus ursprünglicher als die Songs von Josh White.

Hatte McKelvey den ersten Teil des Konzerts allein bestritten, dem intimen Kreis der Anwesenden eine schöne Demonstration amerikanischer Folklore geboten, so wurde im zweiten Teil aus diesem Konzert eines authentischen Künstlers durch das Auftreten der „frankfurt blue five" ein drittrangiges Jazzkonzert, dessen Peinlichkeiten auch die durchaus respektable Rhythmusgruppe – zu Patrick McKelvey gesellten sich noch Günter Wagner, Gitarre und Wolfgang Vogel, Baß – nicht verhindern konnte. Von den Bläsern gehörten Michael Andersch, der trotz guter Technik nur harmonische Unsicherheiten, melodische und rhythmische Indifferenz zu kaschieren schien – dabei ist er durchaus fähig ansprechende Plakate zu entwerfen – und Enno Bussmann, Flöte – selbst Wunderknaben geben nach fünf Monaten Flötenspiels keine Konzerte – nicht auf das Podium eines Jazzkonzerts. Allein Tilman Gasch kann man die Konzertreife bescheinigen, und ihm ist es auch zu danken, daß die „jamsession", die das Konzert beschloß und zu der man noch Reimer von Essen, den Klarinettisten der Smokehouse Jazzband auf die Bühne gebeten hatte – er schien allerdings seinen schlechten Abend zu haben, denn sein Spiel erfüllte nicht die Ansprüche, die man sonst an ihn zu stellen gewohnt war, ließ aber wenigstens die Absicht, Blues zu sein, erkennen – nicht mit einem Reinfall endete.

Daß das Konzert doch ein Erfolg wurde, lag an dem großen Können Patrick McKelveys. Man möchte ihn noch öfters hören, aber allein.

hw

drei vierpersonenstücke auf der neuen bühne drei vierpersonen stücke auf der neuen bühne dre

Unter den drei Farcen, welche die neue bühne zu einem Bündel gebunden in ein Programm setzte, ist die mittlere, „Die Bumerangs" von Georges Courteline, nicht nur vom Krummholz im Titel her die schlagkräftigste: „Die Uhren" Wolfgang Hildesheimers, von denen man vielleicht eine Steigerung erwartet hatte, stiefeln auf etwas kurzem Pendel hinterher, – aus dem Duo ein Terzett zu machen, ließ man den Abend „Des Ruzante Rede so er vom Schlachtfeld kommen" Angelo Beolcos aus dem Jahre 1508 starten.

Das Szenentableau, vor dem das ehrliche Maul Ruzante agiert, ist die Schwarzweiß-Zeichnung eines Stücks Kriegsgetümmel, aus welchem der Soldat mit seinem Speer und ewig wiederholten Satz „Ei Gevatter, wärt ihr gewesen, wo ich gewest!" zurückgekehrt ist, – ohne Beute, doch mit der List, daß es, wenn der Feind zu traben beginnt, die Schlacht lärmt oder zur Flucht geblasen wird, das Richtige ist, sich in den Sand zu werfen und tot zu stellen. Das ganze Stückchen ist fast nur epischer Bericht, der Ruzante von dem Schrecken des Krieges reden läßt, den er glücklich über seine Schultern gehoben und abgeschüttelt meint, – das scheinbar Abgetane aber wird ihm unvermittelt wieder gegenwärtig, als er von einem Galan seiner geputzten Frau, die von dem ratzearmen Schlucker nichts mehr wissen will, mit Maulschellen, Faust-, Knie- und Fußtritten traktiert wird: er wirft sich hin und läßt die Schläge über sich ergehen; miteinmal ist er wieder mittendrin im Krieg und glaubt, hundert Mann seien über ihn geraten, – aus der Zwangsvorstellung erwacht, findet er in der Groteske, die sein Weib mit dem Galan zusammenbinden und in den Fluß werfen will, ein Ventil für seine Lache, die im Kreis läuft und von der Regie durch ein immer mehrstimmigeres Tonbandgelächter zu einem Ionesco-Effekt gedreht wird.

Die meist mit „Hundsfott" oder „Pestilenz" eingeleiteten Tiraden in „Des Ruzante Rede" weisen mit dem Finger auf die auffolgende Farce „Die Bumerangs" (1898) von Georges Courteline, – hier hat man im Ausgehen von einer scheinbar harmlosen Alltagssituation, die in einem Empfangszimmer spielt, dann aber ins Absurde und Groteske überschlägt, in dem Plüschmobiliar, in welches das Stück gebettet ist, in seinem Personal von Dienstmädchen Emma, dem streitsüchtigen Ehepaar Bumerang und dem unter die Räder einer häuslichen Auseinandersetzung geratenden Schwarz-Gehrock-Besuch Rupfhuhn einen direkten und legitimen Vorläufer Alfred Jarry's. Der abgebrannte Rupfhuhn will sich bei Bumerangs in den Suppentopf setzen, aber aus der Idylle, die er sich erhofft haben mag, wird nichts, – er wird zum Streitobjekt der beiden Eheleute, die sich überm Komplimentieren in die Haare geraten, er wird von zwei Seiten mit Fußpolstern und Gift gestopft und schließlich, als die Bumerangs sich anschicken, ihr Mobiliar klein zu schlagen und Feuer darunter zu legen, von einem Pistolenschuß hingestreckt. Courteline ist der Kritiker einer bürgerlich-verlogenen Intimsphäre, als welcher Ionesco später Schule macht, – das Spiel mit „klassischen" Gesten „Fahr hin!" (mit einem Luftarm wie Fortuna ihn streckt) wird als das, was es ist, entlarvt: der Sadismus, der in jedem Geplausch vor Häkeldeckchen versteckt liegt, wird in Wortketten, die vom Herz zur Bauchspeicheldrüse geraten, wohin soll ich treten, herausgerückt.

Mit „Des Ruzante Rede" und „Die Bumerangs" hat man Originalstücke, – Hildesheimer „Uhren" sind nach Rezepten gestrickt; auf der Bühne ist zuviel Papier: von der inzwischen provinziellen Metapher „schwarzes Glas" angefangen, die durch einen Glaser in die Szene kommt, der damit glast und (wieder) einem Ehepaar die Aussicht verglast, bis zu den probaten Kalauern „Heute ist Dienstag", „So spät schon" und anderem Gabelfrühstück wie: „Wir sind kinderlos", „Eine gute Unterlassung". Es regnet während des ganzen Einakters und die Jahreszeiten geraten durcheinander, die Langeweile des Ehepaares, ohnedies schon schwarz in schwarz gekleidet, gibt sich elegisch, – ein Uhrenvertreter kommt und beendet das zwiesame Spielchen, in welchem man Vorbeispazierende imitierte, die man durch das Fenster, das der Glaser jetzt nach und nach verdunkelt, beobachtete; Glaser und Vertreter gehen Arm in Arm davon und singen ein Mixmix aus Volks- und Soldatenliedern, Mann und Frau bleiben zurück und verwandeln sich in Uhren, Tick-tack und Kuckucksrufe. Die Fabel läßt sich, sieht man, fast wie die eines „vorabsurden" Stückes nachzeichnen, – die Kritik, die Hildesheimer in seiner „Erlanger Rede über das absurde Theater" (Akzente 6/60) an Ionescos „Nashörnern" übte, fällt auf ihn selbst zurück: die Pointe legt einem, ohne daß man sich viel dagegen wehren kann, Phrasen wie „Der Mensch wird zur Maschine" in den Mund.

Karl Riha

Jazz Bücher

Jazz lebt. Und er hat seine Folgen, eine fast unüberschaubare Fülle von Jazzbüchern, -büchlein, -traktätchen und -broschüren, deren Inhalt oftmals mehr auf die Begeisterung des Autors als auf fundierte Kenntnis der Materie schließen läßt. Wir vermerken nicht gerade mit Freude, daß man die wenigen guten Jazzbücher an beiden Händen abzählen kann, daß der größte Teil der sogenannten Jazzpublizistik ein Maß fast sorgloser Inkompetenz verrät, die sich geschickt hinter Allgemeinplätzen, Anekdötchen und pseudowissenschaftlicher Terminologie verbirgt, und daß der Leser schließlich mit der gleichen Oberflächlichkeit diese Lektüre kritiklos akzeptiert. Die Frage nach der Substanz war für die deutschen Jazzpublizisten schon immer eine sekundäre, und man sollte eigentlich heulen, über diesen in Kurzwellen und Druckerschwärze zelebrierten Unsinn, wenn man noch heulen könnte. Aber jene Sorte Information begeht bald ihren 15. Geburtstag, und man hat während 15 Jahren das Weinen verlernt.

Es steht schlimm um die Jazzpublizistik, und man sollte den Rezensenten nicht böse sein, wenn sie alle Bücher etwas genauer auf ihren Informationswert untersuchen, solange noch die Berendt, Schulz-Köhn u. a. „ex cathedra" bestimmen, was Jazz ist und was nicht.

●

Nach „Hear me talkin to ya" (Jazz erzählt) ist der Nymphenburger Verlagshandlung mit der deutschen Edition von Eddie Condons berühmter Autobiographie „Jazz – we called it music. A generation of jazz" ein weiteres gutes Jazzbuch geglückt. Geglückt nicht deshalb, weil kein Haupt- oder Nebenjazzpapst seine Schreibmaschine strapazierte, sondern weil mit Condons Buch eine jener fesselnden Schilderungen der berühmten, heute wohl durch die Erinnerung allzu verzuckerten „roaring twenties" dem Leser viele der Komponenten zuträgt, die Jazzmusik ausmachen. Wenn auch der Autor zeitweilig etwas oberflächlich mit Gags klingelt (Schreibmaschine in der Brottrommel etc.), so sind allein seine Beschreibungen des Milieus in Chikago, in New York, seine Vertrautheit mit allen großen Musikern dieser Zeit, mit Bix, King Oliver, Armstrong, Dodds u. a., wert, dieses Buch zu lesen. Wer könnte je die Geschichte von Joe Sullivans Klavier vergessen, oder die Begegnungen Condons mit Al Capone. Condon ist kein Dichter, und sein „Jazz – wir nanntens Musik" kein tiefgründiges Jazzbuch, sondern amüsante Lektüre, mit einem Witz, der zeitweilig schärfer als eine Rasierklinge ist, allerdings nur zeitweilig.

Eddie Condon: Jazz – wir nannntens Musik, Nymphenburger Verlagshandlung München. 379 Seiten, Preis DM 15,80.

●

Der Pegasusverlag scheint mit seiner Serie „jazzbücherei", die in kleinen Bändchen Lebensbeschreibungen großer Jazzmusiker versucht, wenig Erfolg zu haben. Nicht, daß man schlecht verkauft, die Geschäfte gehen gut, sondern daß man in der Wahl seiner Autoren auf die arrivierten deutschen Jazzgrößen verfiel, kennzeichnet den Mißerfolg. Man nehme nur einmal die unsinnigen Thesen Horst H. Langes in seinen Monographien über Red Nichols und Nick Larocca unter die Lupe, man untersuche die von Selbstlob und musikalischen Dilettantismen durchwucherten Traktätchen Jimmy Jungermanns (Ella Fitzgerald) und Dietrich Schulz-Köhns (Django Reinhardt), um zu erkennen, wie die Jazzpublizistik im argen liegt. Horst H. Lange erklärt mit einer Unbekümmertheit den Jazz zu einer „weißen Musik", wenn er die von dem Kornettisten Nick Larocca geleitete „Original Dixieland Jazzband (ODJB)" als die „Creators of Jazz" annimmt – wobei durchaus erfreulich ist, daß er den Afro-Amerikanern konzediert, den Blues geschaffen zu haben, führt als Beweis die Forschungen der Tulane Universität an die sich im übrigen von diesen abstrusen Ideen getrennt hat, was der Verfasser wohlweislich verschweigt, daß sich die Frage nach der Rechtfertigung dieser Monographien stellt. Jazz ist keineswegs „Legitimation der Rasse", was Herr Lange den Vertretern der These vom „schwarzen Jazz" gerne in die Schuhe schieben möchte. Jazz ist eine Synthese afrikanischer und europäischer Musiktraditionen, man kann dies bei Dauer, bei Stearns und bei anderen Wissenschaftlern nachlesen, die zum Unterschied von Herrn Lange, etwas von Musik verstehen, soweit mit der europäischen und der afrikanischen Musik vertraut sind, um Substantielles aussagen zu können.

Man fragt sich, was Horst H. Lange überhaupt unter Jazz versteht? Wie erklärt er sich die spezifische Phrasentechnik im alten Jazz, die polyrhythmischen Beziehungen zwischen Rhythmusgruppe und Bläsern, die Shout-, Holler- und Hotintonation, wie sieht er das Verhältnis Blues Jazz, nimmt er etwa an, daß die rhythmische Diffizilität des Jazz weißen Ursprungs, ihre eigentlichen Wurzeln die rhythmisch arme Musik Europas sei? Bei der Lektüre des Buches über Larocca und auch über Nichols stellen sich dem Leser immer wieder diese Fragen. Der Verlag spricht von „Lebensbeschreibungen für alle Freunde des Jazz". Durch derlei Elaborate wird die Freundlichkeit vergällt.

Jazzbücherei. Portraits großer Jazzmusiker. Herausgegeben von Hans H. Reinfeldt und erschienen im Pegasus Verlag Wetzlar, Preis pro Bändchen 4,80 DM.
Band 4: Jimmy Jungermann „Ella Fitzgerald"
Band 5: Horst H. Lange „Red Nichols"
Band 6: Dietrich Schulz-Köhn „Django Reinhardt"
Band 7: Werner Götze „Dizzy Gillespie"
Band 8: Horst H. Lange „Nick Larocca"

●

Gut beraten war der Verlag Gerd Hatje, als er die deutschen Rechte für die exzellente Monographienreihe „Kings of Jazz" des Londoner Cassel Verlages erwarb. Die ersten vier Bändchen dieser Reihe liegen nun vor. Man ist versucht, die englische Jazzkritik in Vergleich mit der der deutschen zu loben, und sie hat es zweifellos verdient, wenn man Albert McCarthys Armstrongmonographie oder die hervorragende Arbeit des Bluesspezialisten Paul Oliver (sein Buch „Blues fell this morning" gehört in die Reihe der besten Werke, die über dieses Phänomen geschrieben wurden) über Bessie Smith durchliest.

Wo es irgend ging, entstanden diese Bücher in direktem Kontakt mit den Musikern, oder sie wurden „nahe an den Quellen" geschrieben. So bietet sich der interessante Vergleich zur deutschen Reihe des Pegasus Verlages an, und er fällt zugunsten der „Kings of Jazz" aus, deren Autoren nicht die sachliche Information mit persönlichem „in Szene setzen" verwechseln, die über größeres Fachwissen und vielleicht auch über größere Bescheidenheit verfügen. Endlich einmal Monographien ohne Arroganz, die nicht Mißbrauch mit dem Interesse und der Begeisterung des Lesers treiben.

Kings of Jazz. Portraits großer Jazzmusiker, erschienen im Verlag Gerd Hatje Stuttgart, Preis pro Bändchen 4,80 DM.
Band 1: Albert McCarthy „Louis Armstrong"
Band 2: Martin Williams „King Oliver"
Band 3: Michael James „Dizzy Gillespie"
Band 4: Paul Oliver „Bessie Smith"

Wolfgang Vogel

Für Studenten / Studentinnen:

10 DM Bargeld-Zuschuß je Krankenhaustag
Auch bei Unfällen. Beitrag von 2,25 DM an.

Auslands-Kranken-Versicherung
bis zu 13 Wochen bzw. 3 Jahren bei Studienreisen bzw. Auslandspraktikum.

Spezial-Kranken-Versicherung
für Jungakademiker (z. B. Studien-/Rechtsreferendare, Medizinalassistenten usw.)

Kostenlose Auskunft durch

Leipziger Verein-Barmenia
Krankenversicherung auf Gegenseitigkeit
Hauptverwaltung Wuppertal, Viktoriastr. 17-21